

Biblioteka
Główna
UMK Toruń

013798 / 1932 / 9

erhaltung
und des Wissens

Bibliothek
der
Unter-
haltung
und
des
Wissens

56.
Jahrg.
1932
Band
9

Ausgabe mit Abonnentenversicherung!



BÜCHER- von SAMMLUNG

Von der Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens erscheint alle vier Wochen ein Band. Preis RM. 1.95 einschließlich Zustellgebühr frei ins Haus. Zu beziehen durch alle Buch- und Zeitschriftenhandlungen; wo keine solche zu erreichen ist, auch durch die Post vierteljährlich. Anzeigenpreise: $\frac{1}{2}$ Seite RM. 240.—, Seitenteile entsprechend; bei Wiederholungen Rabatt nach Tarif. Anzeigengeschäftsstelle Berlin SW 19, Krausenstraße 35/36

Einige unserer neuesten Entschädigungszahlungen, geleistet durch die Nürnberger Lebensversicherungs-Bank in Nürn- berg an Abonnenten der Versicherungs-Ausgabe der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“:

	RM.		RM.
Frau Katharina Gold , Oberlößlingen Nr. 59 (Wttbg.). Armbruch	300	Heinrich Meyer , Dageleg b. Itzehoe (Holstein). Sterbegeld für Walter Meyer	100
Karl Tambornino , Essen (Ruhr), Huyssenallee 91. Sterbegeld für Karl Tambornino	200	Martin Schöttzig , Drehnow Nr. 89, Krs. Kottbus-Land. Daumenverletzung	100
Johann Frey , Biehla-Elsterwerda, Waldforastr. 150. Sterbegeld für Maria Frey	200	Karl Schwarz , Emilienthal, Kreis Osterode (Ostpreuß.). Beinverletzung	75
Helmuth Rosjat , Dresden-A. 28, Gohliserstr. 5. Sterbegeld für Hedwig Rosjat	100	Otto Berndt , Swinemünde. Krs. Usedom, Grenzstr. 22. Knieverletzung	100

Lacht mit!

EIN LUSTIGES JUGENDJAHRBUCH

128 Seiten mit 142 Bildern. **Gebunden RM. 3.80**

Unser neuestes lustiges Jugendjahrbuch „Lacht mit!“ will dabei sein, wo immer fröhliche Jugend beisammen ist. Es weiß eine Menge heiterer Geschichten, lustiger Gedichte, Schnurren und Witze, deren Verfasser beliebte Erzähler wie Erich Kästner, Hans Reimann, Fritz Müller-Partenkirchen u. a. sind. Außerdem wartet das fröhliche Buch mit 142 Abbildungen auf, u. a. solchen von Adamson, Robert Storm Petersen, Wilhelm Busch, Georg Pál, deren Komik zwerchfellerschütternd wirkt. Humor und Witz, in Text und Bild sorgfältig ausgewählt und dem modernen Zeitgeschmack entsprechend, sind in „Lacht mit!“ vereinigt. Zugleich wird mit diesem Buch unserer Jugend etwas Neuartiges und Notwendiges geboten.

IN ALLEN BUCHHANDLUNGEN

UNION DEUTSCHE

VERLAGSGESELLSCHAFT IN STUTT GART

Jeder Abonnent der Versicherungsausgabe unserer im 56. Jahrgang erscheinenden „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ genießt für sich, die nach den Bedingungen mitversicherte zweite Person und die Kinder die Wohltat einer soliden deutschen Versicherung, und zwar bei der
Nürnberger Lebensversicherungsbank in Nürnberg

a) gegen Unfälle mit je

RM. 1000, zusammen also RM. 2000 bei Tod durch Unfall nach einmonatiger Bezugszeit,

RM. 2000, zusammen also RM. 4000 bei Tod durch Unfall nach einjähriger Bezugszeit,

RM. 3000, zusammen also RM. 6000 bei Ganzinvalidität nach einmonatiger Bezugszeit,

Es zu RM. 1000, zusammen also RM. 2000 bei dauernder teilweiser Invalidität durch Unfall nach einmonatiger Bezugszeit,

RM. 5000, zusammen also RM. 10000 bei Tod durch Passagierunfall nach einmonatiger Bezugszeit,

RM. 5000, zusammen also RM. 10000 bei Tod durch Sportunfall nach einmonatiger Bezugszeit;

b) bei natürlichem Tode mit einem Sterbegeld von je

RM. 100, zusammen also RM. 200 nach einjähriger ununterbrochener Bezugszeit,

RM. 200, zusammen also RM. 400 nach dreijähriger ununterbrochener Bezugszeit,

RM. 300, zusammen also RM. 600 nach fünfjähriger ununterbrochener Bezugszeit;

c) mit einem Sterbegeld von

RM. 100 für Kinder im Alter von 6—16 Jahren nach einjähriger, bei Tod durch Unfall schon nach einmonatiger ununterbrochener Bezugszeit.

Für die Abonnenten der Reihe B und Reihe D gelten die in den Versicherungs-Ausweisen Reihe B Nr. 113601—316200 und Reihe D Nr. 1—113600 enthaltenen Versicherungs-Bedingungen.

Unfälle sind der Versicherungsbank (nicht dem Verlag) stets unverzüglich schriftlich zu melden, spätestens bei tödlichem Unfall binnen 48 Stunden, bei anderen Unfällen binnen einer Woche. Unverzüglich, spätestens am zweiten Tage müssen Verletzte sich ärztlich behandeln lassen. / Über die Voraussetzung der Versicherung geben die Versicherungsbedingungen Aufschluß, die vom Verlag oder von der Nürnberger Lebensversicherungsbank kostenlos zu beziehen sind.

ICH SEGLE MIT CHINESISCHEN PIRATEN

VON ALEKO E. LILIUS

Mit 20 Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers. In Leinen RM. 4.80

Spannende Bilder aus der Welt chinesischer Flußpiraten. Ein amerikanischer Reporter findet Aufnahme an Bord schwerbewaffneter Piratenschunken und nimmt an deren „kriegerischen“ Unternehmungen teil. Das Buch ist für alle, denen die Sehnsucht nach fernen Ländern und Abenteuern im Blute steckt.

In allen Buchhandlungen zu haben • Union-Verlag Stuttgart

r
ll
fj
er
er
er
ob
tt.
ie
id
n.
r
en
g
ne
ie
er
id.

EN

U S
4.80

cher
und
alle,
eckt.

gart



Wolkenfahrt

Nach einer Radierung von Hermann Franz
Bavariaverlag München-Gauting

uu
BIB

JAH

UN

univ.

013798/1932/9

BIBLIOTHEK

DER
UNTERHALTUNG
UND DES WISSENS

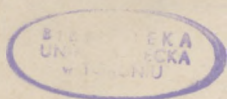
MIT ORIGINALBEITRAGEN VON
HERVORRAGENDEN SCHRIFT-
STELLERN UND GELEHRTEN SO-
WIE ZAHLR. ILLUSTRATIONEN

IX.
BAND

JAHRGANG
1932



UNION DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT
STUTT GART / BERLIN / LEIPZIG / WIEN



013798

D. 56/89

Inhalt

Die Brücke · <i>Novelle von Heinz Welten</i>	5
Das ewige Licht · <i>Gedicht von Will Vesper</i>	16
Muttertag · <i>Bild</i>	17
Andreas Schwänleins Verwandlung · <i>Roman von Werner Beumelburg (Fortsetzung)</i>	18
Flammender Osten	39
Sind Spinnen giftig? · <i>Von Dr. med. et phil. G. Venzmer Mit 5 Abbildungen</i>	42
Beamtenabbau · <i>Ein wahres Geschichtchen aus Öster- reich · Von S. Droste-Hülsoff · Illustriert von Roland Niederbühl</i>	48
Das Tafilet · <i>Von Fritz Oble · Mit 7 Abbildungen</i>	53
Der Hahn hat gekräht · <i>Erzählt von Marg. Graf · Mit 1 Abbildung</i>	65
Von der Beharrlichkeit	69
Todessprünge · <i>Von A. H. Kober · Mit 3 Illustrationen</i>	70
Dienstbare Geister	76
Frühling · <i>Gedicht</i>	78
Frühlingszeit · <i>Bild</i>	79
Das Paradies der südkalifornischen Küste · <i>Von Otto Bebrens · Mit 6 Abbildungen</i>	80
Heilrun! · <i>Erzählung von Karl Burkert</i>	95
Kriegsvolk im Dreißigjährigen Kriege · <i>Doppelbild</i> 96 u. 97	
Landsknechtlied	105
Ein Unterseefernseher · <i>Von Dr. H. Hartman · Mit 2 Abbildungen</i>	106
Johann Friedrich Böttgers Schicksal · <i>Von Toni Roth- mund · Mit 2 Aufnahmen von Photobek</i>	111
Der Schwarzfahrer · <i>Bild</i>	119
Die neuesten Modelle im alten Rom · <i>Bild</i>	120
Wie vor fünfundzwanzig Jahren der Hosenrock in Berlin vorgeführt wurde · <i>Bild</i>	121
Verein der letzten Fußgänger · <i>Bild</i>	122

Die Tscheka bei der Arbeit · <i>Von G. Agabekow</i>	123
Witz · Scherz · Humor	127
Schloßbrände · <i>Von Hans Dominik</i> · <i>Mit 2 Illustrationen</i>	130
Das befreiende Wort · <i>Eine Dorferzählung von Plisch</i>	139
Resei am häuslichen Herd · <i>Bild</i>	141
Was mancher nicht weiß	146
Das Id-i-Noruz in Persien · <i>Von Sabib Ecbtiar</i> · <i>Mit</i> <i>5 Illustrationen</i>	147
Persische Weisheiten	153
Von den Geheimnissen der Kinderseele · <i>Von Karl</i> <i>Bauder</i>	154
Das Bilderbuch · <i>Bild</i>	155
Jugendlust · <i>Bild</i>	157
Und das Leben siegt · <i>Von Ewald Schild</i>	160
Sonnenaufgang im Gebirge · <i>Bild</i>	161
Einst und jetzt · <i>Vier Bilder</i>	170 u. 171
Illustrierte Schlagermelodien · <i>Zwei Bilder</i>	172 u. 173
Der Fensterschirm · <i>Bild</i>	174
Fahrtgenossen · <i>Novelle von Anna Blum-Erbard</i>	175
Frühlingspracht am See · <i>Bild</i>	177
Walrößleins Frühjahrskatarrh · <i>Bild</i>	185
Schmuckbilder 9, 19, 25, 31, 37, 103, 127, 129, 145, 187	
Zum Sinnen und Raten	191

Bunte Geschichten

An welchem? / Garantie	184
Die Musik im Sprichwort / Amtschimmel	186
Haarwuchsmittel / Er auch	187
Die Bewohner der Erde	188
Theater / Der feige Tiger / Hereingefallen	189
Schottisches Allerlei / Erfahrung	190

Kunstblatt

Wolkenfahrt

Nach einer Radierung von Hermann Franz

Die Brücke

NOVELLE VON HEINZ WELTEN

Professor Hansen, ehemals Hauptlehrer für Mathematik und Naturwissenschaften am Seminar in Stockholm, hatte sich erst mit zweiundsiebzig Jahren pensionieren lassen, nicht aus dem löblichen Bestreben heraus, dem Staat so spät als möglich zur Last zu fallen, sondern weil er wußte, daß die Schule das letzte Band war, welches ihn mit der Außenwelt verknüpfte. Er fürchtete sich davor, dieses Band zu durchschneiden.

Vor vierunddreißig Jahren waren ihm nach kaum zehnjähriger Ehe durch Typhus seine Frau und sein einziger Junge entrisen worden. In weniger als sechs Tagen war Thomas Hansen ein einsamer Mensch geworden, und so war er geblieben.

Damals hatten sich die Leute gewundert, wie ruhig ein Mann zu blicken vermag, den das Leben so hart gepackt hat. Allein die Ruhe war nur eine äußerliche, sie wurzelte im Stolz, der ihm verbot, fremden Menschen zu zeigen, wie es in ihm ausschaute. Denn er war immer ein Stolzer gewesen. Schon als junger Mensch war er seine eigenen Wege gegangen, bis die Frau in sein Leben trat, die zum Mittler an ihm und der Umwelt wurde. Nun sie ihn verlassen hatte, kehrte er in sein Reich zurück.

Nur seine Lieblingsschüler durften bisweilen über die Mauer schauen und staunend die Schönheiten bewundern, die ein einsamer Mensch in sich aufzuspeichern vermag. In glücklichen Stunden trat ihm das Herz auf die Zunge, und er erzählte ihnen von seinem Leben.

Diese Stunden aber wurden jetzt sehr selten. Wohl hatten in den ersten Monaten, die seiner Pensionierung folgten, noch manche seiner Lieblingsschüler den Weg zu ihm gefunden. Allein der Besucher wurden immer weniger, bis sie zuletzt ganz fortblieben. Denn nur selten führt ein Weg von den Jungen,

denen das Leben noch ein Tummelplatz aller Wünsche und Glückseligkeiten ist, zu den Alten, die für alles Hoffen nur mehr ein gutmütig-ironisches Lächeln haben.

Still und leer wurde es um den alten Professor. Und die Stille fraß an seinem Herzen. Die ehemaligen Kollegen, die ihm auf der Straße begegneten, erschrakten bei seinem Anblick. Der Kollege von der theologischen Fakultät sagte bei einer Sitzung: „Hansen hätte sich nicht pensionieren lassen dürfen. Es gibt Menschen, die sind wie edle Steine und Perlen; man muß sie gut hüten, auf daß sie ihren Glanz lange bewahren. Und es gibt andere, die sind wie Eisen, das rostet, wenn es rastet.“ Thomas Hansen war wie Eisen gewesen, zeit seines Lebens.

Er fühlte selbst, daß es langsam mit ihm zu Ende ging. Eine eigenartige Müdigkeit kam über ihn, wenn er die wenigen Schritte ging, die seinen täglichen Spaziergang bildeten, an dem er mit pedantischer Konsequenz noch immer festhielt.

Raum daß er das Haus verlassen, sehnte er sich in sein Heim zurück, nach seinem Lehnstuhl und der kleinen Bücherei, die er sich im Laufe der Jahre angelegt hatte. Er war nicht unvermögend. Sein bescheidenes Leben hatte ihm gestattet, jahrzehntelang einen Bruchteil seines Gehalts zurückzulegen, zumal er in einer billigen Vorstadt wohnte. Die Erbschaft eines entfernten Verwandten war dazugekommen, so daß er ein Kapital von mehr als fünfzigtausend Kronen sein eigen nannte, über die er nach Gutdünken verfügen konnte. Denn die Pension, die er außerdem bezog, genügte seinen Ansprüchen überreichlich.

So hätte er einen sorglosen Lebensabend erleben können, wenn nicht — dies Vermögen gewesen wäre. Denn er wußte nicht, was nach seinem Tode werden sollte mit seinem Gelde. Für den Lebensabend der alten Marthe, die ihm sein Hauswesen betreute, war gesorgt, da er sie in eine Leibrentenversicherung eingekauft hatte. Andere Verpflichtungen rechtlicher oder moralischer Art bestanden nicht für ihn. Wer sollte sein Erbe antreten? Eine Zeitlang hatte er mit dem Gedanken gespielt, es für einen wohlthätigen oder wissenschaftlichen Zweck zu bestimmen. Aber er war wieder davon abgekommen. Nein, das war nicht das

Rechte. Im Seminar bestanden schon mehrere solcher Legate. Ein großer Teil der Zinsen wurde von der Verwaltung, von andern Spesen verschlungen, und der Rest kam nicht immer in die Hände, für die der Testator das Geld einst bestimmt hatte.

An Verwandte hatte er gedacht, denen mit dem Gelde geholfen werden könnte. Er besaß zwar keinen Blutsverwandten; doch lebten von seiten seiner Frau noch einige Nichten und Neffen, die eine Aufbesserung ihrer Finanzen hätten gebrauchen können. Allein, da ihm die Rolle des Erbonkels widerstrebte, der unbekannte Menschen zu Erben einsetzt, wollte er jene kennenlernen, die einmal einen Anspruch auf sein Vermögen geltend machen würden. Er lud sie ein, einen nach dem andern. Nachdem er sie kennengelernt hatte, strich er sie wieder von der Liste der Erb-anwärter, einen nach dem andern.

Nein, er wollte kein Erbonkel werden, dem man Liebe heuchelt. Er wollte nicht, daß man auf seinen Tod lauerte.

Auch daran hatte er gedacht, das Geld selbst zu verbrauchen. Ungefillte Wünsche seiner Jugend wurden in ihm laut. Kanada, Indien, Japan, Australien, Mexiko! Allein, auch dieser Gedanke starb, kaum daß er geboren war. Mit diesen Beinen, die kaum die täglich notwendigen tausend Schritt noch zu gehen vermochten, wollte er die Welt umwandern? Dieses Herz, das sich schon vor Jahren von allem Menschentum zurückgezogen hatte, sollte sich noch einmal öffnen, Menschen und Menschenart in sich aufnehmen? ... Auch der Lebensgenuß fordert Kräfte, mehr als die Lebensarbeit.

Thomas Hansen erhob sich vom Frühstückstisch und trat auf den Korridor, auf dem die alte Marthe wartend den Mantel und Stock bereit hielt. Vielleicht würde ihm während des Spazierganges einfallen, was er mit seinem Gelde anfangen könnte.

Die milde Frühlingssonne durchströmte ihn wie ein laues Bad, daß es ihm fast zu warm wurde. Er fand die Elastizität seiner jungen Jahre wieder und schritt munter fürbaß. Am Laden des Uhrmachers verglich er seinen Chronometer mit der Normaluhr. Schon fünfzehn Minuten nach zwölf Uhr war es? Jetzt mußte das kleine Fräulein ihm bald begegnen. Ob sie wieder den großen

roten Filzhut mit dem seidnen Band tragen würde oder die kleine Pelzkappe mit der Möwenfeder?

Sie waren gute Freunde, der alte Professor und das kleine Fräulein, das jeden Morgen pünktlich um acht Uhr ins Geschäft ging und um zwölf Uhr mittags nach Hause zurückkehrte. Vor fünf Jahren, als er noch im Amt war, hatte er sie schon früh getroffen, während er ihr jetzt nur noch in der Mittagstunde begegnete. Damals war sie noch ein kleines Lehrlingmädchen gewesen, heute war sie vielleicht schon Direktrice oder ähnliches. Er hatte nie ein Sterbenswörtchen mit ihr gesprochen! Er kannte sie gar nicht. Aber er freute sich ihrer, wie man sich einer jungen Pflanze erfreut, deren Blüten und Wachsen man mit Interesse verfolgt. Vor vier Wochen war er ihr einmal nicht begegnet. Wie mißmutig war er da nach Hause gekommen! Doch auch am nächsten und übernächsten Tage hatte er sie nicht gesehen, so scharf er auch nach ihr ausgeschaut hatte. Denn mit ihren lachenden blauen Augen, ihren gesunden, roten Backen, gehörte das zierliche, kleine Persönchen längst in seine Welt, ohne daß er und sie etwas davon wußten. Und er empfand fast wie eine Untreue den Gedanken, daß sie vielleicht einen andern Weg wählen könnte. Damals hatte er zum ersten Male der alten Marthe von seiner kleinen Freundin erzählt und sie gebeten, sich nach ihr zu erkundigen.

Die Alte hatte mit Freuden den Auftrag übernommen und war bald mit einem ganzen Sack voll Neuigkeiten heimgekehrt. Es war nicht schwer, hier draußen im Vorort, wo einer den andern kannte, zu erfahren, was man gern wissen mochte. Das kleine Fräulein war in der Dronninggatan tätig, wo die großen Warenhäuser sind. Ihr Vater arbeitete im Kontor des nämlichen Warenhauses, hatte aber eine andere Tischzeit, so daß sie nie zusammen gehen konnten. Sie bekam nur ein kleines Gehalt, und auch der Vater verdiente als Buchhalter nicht viel. Geschwister hatte das junge Mädchen nicht, aber einen Bräutigam, der im gleichen Geschäft angestellt war, doch in einer andern Abteilung. Heiraten würden sie noch lange nicht können, denn sie hatten beide nichts.

Der Professor ärgerte sich darüber, daß er die Alte zu Recherchen aufgefordert hatte. Nun mußte er diese Mitteilungen sich mit anhören, die ihn gar nichts kümmerten. Doch er horchte auf, als die Alte erzählte, daß das kleine Fräulein einige Wochen nicht ins Geschäft würde gehen können. Sie sei von der Leiter gefallen und habe sich den Fuß verlegt. Ihm wurde ganz weh zumute, und barscher als es seine Art war, hieß er die alte Marthe endlich schweigen und nach dem Mittagessen schauen.

Von nun an wählte er für seine Spaziergänge einen andern Weg; er wollte sich die Enttäuschung ersparen, umsonst nach ihr auszuschaun.

Heute, nach drei Wochen, ging er zum ersten Male wieder die gewohnte Straße, denn gestern abend hatte er aus den Reden



Phot. Nero-Film.

der Haushälterin erfahren, daß das kleine Fräulein wieder gesund wäre. Richtig traf er sie zur üblichen Zeit vor dem Laden des Apothekers, der die beiden großen, grünen und roten Glas- kugeln im Fenster stehen hatte. Sie trug die schwarze Pelzklappe und wurde vor Verlegenheit ganz rot, als sie ihn erblickte. Man hatte ihr erzählt, daß der alte Herr sich nach ihrem Befinden habe erkundigen lassen. Nun wußte sie nicht, ob sie sich durch einen Gruß für dieses Interesse bedanken dürfe oder ob er das für aufdringlich halten könnte. Schließlich grüßte sie doch, ein klein wenig nickte sie mit dem Kopfe. Aber er sah es und zog höflich seinen Hut und lächelte. Er freute sich, daß sie wieder gesund war und hätte ihr gern eine Freude bereitet. Ob er ihr einen Korb Obst schicken sollte? Oder einige Flaschen Wein? Etwas angegriffen sah sie noch aus nach dem Kranklager.

Was ihm heute für dumme Gedanken kamen! Sie kannten sich gar nicht, auch wenn sie sich heute richtig gegrüßt hatten. Was würden die Leute dazu sagen! Doch er kam von dem Gedanken nicht los, ihr eine Freude zu machen.

Ein wunderlicher Einfall stieg in ihm auf. Wie wäre es, wenn er die Kleine zu seiner Erbin machen würde?

Frischer als sonst kehrte er von seinem Spaziergang nach Hause zurück, und die alte Marthe freute sich über den guten Appetit, den er beim Essen entwickelte. Nach dem Mittag setzte er sich an seinen Schreibtisch. Die einleitenden Worte waren bald gefunden, zahlreiche Testamentsentwürfe hatten ihm Übung verliehen. Doch als er die entscheidenden Sätze niederschreiben wollte, stockte seine Hand.

Er wollte Gutes tun mit seinem Gelde. Aber war er sicher, daß es etwas Gutes sein würde? Ein doppelzüngiges Metall ist das Gold. Es kann zum Werkzeug werden, das das Haus aufbaut. Es kann zum Dolch werden, der sich gegen die eigene Brust kehrt. Wird es hier zur Waffe, wird es zum Werkzeuge sich formen? Er starrte auf die weiße Fläche, die der schwarzen Schriftzüge harnte. Er war im Begriff, in ein Menschenschicksal einzugreifen, es zu gestalten nach seinem Willen. Das war ein großes, verantwortungsvolles Beginnen!

Der alte Professor war nie gläubig gewesen im Sinne der Schrift, die heiligen Mysterien lösten sich ihm auf zu wissenschaftlichen Formeln. Aber ein Gefühl der Gottesallmacht packte ihn jetzt. Nur ein Gott vermag das Menschenschicksal zu gestalten, nur er darf die Last dieser Verantwortung auf sich nehmen.

Wenn er erfahren könnte, ob das Gold hier zum Werkzeug, ob es zum Dolche werden würde! Er faßte den Kopf in beide Hände und starrte vor sich hin. Dann warf er die Feder fort und ging in seine Bibliothek, um sich bei der Lektüre seines Lieblingsautors Jean Paul zu zerstreuen. Doch auch die Badereise des Doktor Raßenberger, deren Komik ihm oft eine vergnügte Stunde bereitet hatte, vermochte ihn heute nicht zu fesseln.

Drei Tage ging er grübelnd umher, und die alte Marthe verfolgte mit sorgenvollen Blicken jeden seiner Schritte. Er aß und schlief nur wenig in diesen drei Tagen. Hier lag ein Problem, das seine physikalischen Kenntnisse nicht zu lösen vermochten. Schallwellen hatte er geleitet, Lichtwellen hatte er aufgefangen und zurückgeworfen. Alle technischen Fortschritte, die dem Menschen gestatten, den Raum zu überbrücken, ihn fast gänzlich auszuschaalten, hatte er eifrig studiert. Wer aber würde die Zeit überwinden? Wo lag die Brücke, die den Bogen spannte von der Gegenwart in die Zukunft.

Drei Tage ging er umher und grübelte. Dann fand er die Brücke. Die alte Marthe war nicht wenig erstaunt, als der Herr ihr erklärte, daß sie den Koffer vom Boden holen solle. Er wollte am nächsten Tage verreisen. Seit zehn Jahren hatte der Professor Stockholm nicht verlassen! Am nächsten Morgen fuhr er zeitig fort und kehrte erst am darauffolgenden Abend zurück. Aber er sagte nicht, wohin ihn die Reise geführt hatte.

Zwei Tage nach seiner Rückkehr wußte Marthe ihm eine große Neuigkeit zu erzählen: in der Familie des kleinen blonden Fräuleins, das sich damals den Fuß verletzt hatte, war das Glück eingelehrt. Ein Brief war aus Göteborg gekommen, in dem jemand mitteilte, daß er dem Buchhalter zu Dank verpflichtet sei, weil dieser ihm einmal in der Not beigestanden habe. Dafür wolle er ihm jetzt einen Teil seines Vermögens schenken. Er habe von

dem Brautstand der Tochter erfahren, und dieser wolle er fünfzigtausend Kronen als Heiratsgut vermachen. Tausend Kronen lägen dem Briefe bei, damit dem Mädchen eine Aussteuer gekauft werden könnte. Die fünfzigtausend Kronen würde er selber bringen.

Die alte Marthe war ganz aufgeregt, als sie die wunderbare Geschichte erzählte, von der die ganze Vorstadt redete. Wer hätte gedacht, daß der Vater des kleinen Fräuleins ein so edler Mensch war, der andern Leuten in der Not beistand!

Man hatte ihn immer für einen kalten, egoistischen Menschen gehalten, der für niemand etwas übrighatte. Das Dienen und Gehorchen, das seine bescheidene Stellung von ihm erforderte, hatte daheim oft unerquickliche Szenen ausgelöst. Dann zitterten Frau und Tochter vor dem Haustyranen, der hier die Fesseln abstreifte, die tagsüber seinen Rücken krümmten. Nun sahen die Leute, was für ein edler Mensch er doch war, der Wohlthaten übte. Er wußte auch sofort, von wem der Brief kam, obgleich er keine Unterschrift trug. Vor zehn Jahren hatte er einmal einem Lehrling des Warenhauses drei Kronen geliehen, die der Schlingel ihm nie wiedergegeben hatte, weil er eine Woche später plötzlich entlassen wurde.

Damals hatte der Buchhalter über den Spitzbuben geflucht, der ihn um drei Kronen geprellt hatte. Jetzt nahm er alle Scheltworte zurück, und wenn der ehemalige Lehrling in einem halben Jahr kommen würde, um, wie in dem Briefe stand, die fünfzigtausend Kronen zu bringen, würde er sie ihm sogar noch einmal abbitten.

Der alte Professor hatte seine Spaziergänge wieder aufgenommen und wechselte täglich seinen Gruß mit der Kleinen. Sie lief jetzt immer sehr schnell. Doch wenn es dem alten Lehrer glückte, bei der täglichen Begegnung einen Blick unter den roten Filzhut zu werfen, konnte er feststellen, daß ihre Augen nicht mehr so heiter blickten wie ehemals. Formte sich das Geld schon jetzt zum Dolche, der ihre junge Brust bedrohte?

Vorsichtig, wie ein Kundschafter, der jede Bewegung des Gegners überwacht, ging der alte Professor vor. Er ließ sich von

Marthe alles berichten, was sie über die plötzlich so reich gewordene Familie erfahren konnte. Und die Frau, froh, daß ihr Herr endlich begann, ein Interesse an Dingen zu nehmen, die jeden ehrlichen Christenmenschen interessieren müssen, rieb sich fast auf vor lauter Geschäftigkeit. Eines Tages kam sie mit einer großen Neuigkeit nach Hause. Bei der Glücksfamilie, wie sie jetzt allgemein genannt wurde, war es am vergangenen Sonntag stürmisch hergegangen. Ja, man konnte es schon einen richtigen Spektakel nennen. So hatte der Vater des kleinen Fräuleins geschrien. Dann hatte er dem Bräutigam die Tür gewiesen und ihm gesagt, daß seine Tochter jetzt einen ganz andern Mann bekommen könne als solch einen Hungerleider. Und dann war der junge Mann herausgestürzt mit feuerrotem Kopf, das kleine Fräulein ihm nach und hatte sich an seinen Hals gehängt und immer gerufen: „Ich lasse nicht von dir! Ich lasse nicht von dir!“ Der Vater aber hatte sie mit Gewalt zurückgeholt. Nun lag das arme Ding auf ihrem Bett und weinte, und die Mutter und eine Nachbarin wachten abwechselnd bei ihr, damit sie sich nichts antun könnte.

Der Professor wurde plötzlich blaß und starrte auf die alte Marthe, die, von der Wichtigkeit ihrer Mitteilungen durchdrungen, kein Ende finden konnte. Das war doch eine furchtbar interessante Geschichte.

Der Professor zitterte am ganzen Körper. Nun war es doch gekommen, wie er gefürchtet hatte. Das Gold war zum Dolch geworden! —

Langsam, wie das Schwungrad einer Maschine, die nach langer Ruhepause wieder in Gang gesetzt wird, begannen seine Gedanken zu arbeiten, dann schneller und schneller. Als die Alte endlich alles erzählt hatte, was sie wußte, war sein Plan fertig. Wie gut war es gewesen, daß er die Brücke gefunden hatte! Über eine Brücke kann man vorwärts schreiten in unbekanntes Land hinein, und man kann auch den Weg wieder zurückgehen, wenn man ihn rechtzeitig als Irrweg erkannt hat.

Er setzte sich an seinen Schreibtisch und schrieb einen langen Brief, in den er einen kleineren einlegte. Dann tat er das Ganze in ein Kuvert und adressierte es an einen alten Freund, der als

Notar in Göteborg wohnte. Den Brief brachte er selbst auf die Post.

Am nächsten Morgen aber wählte er einen andern Weg als Spaziergang. Er fürchtete sich vor den rotverweinten Augen, an denen er Schuld trug. Acht Tage ging er einen andern Weg, um das kleine Fräulein nicht zu treffen. Wie lange dauert es oft, bis ein Brief, den man erwartet, eintrifft!

Oder sollte der Brief angekommen sein, ohne daß die Nachbarschaft etwas davon erfahren hätte? Der Professor fragte die alte Marthe täglich, ob in der Glücksfamilie nichts Neues passiert sei. Aber die Alte wußte nichts, niemand in der Nachbarschaft wußte etwas zu erzählen.

Da entschloß er sich, selbst auf Kundschaft auszugehen. Er brauchte nur den gewohnten Weg wieder einzuschlagen, um dem kleinen Fräulein zu begegnen. Ihr Gesicht würde ihm Aufschluß geben. Als er sie traf, richtig an der Apothekenecke wie ehemals, lachte sie ihn vergnügt an und grüßte so lustig und munter zu ihm hinüber, als ob sie wüßte, daß er an allem schuld gewesen, an ihrem Kummer und ihren Tränen, und jetzt an ihrer Freude.

Er grüßte zurück, noch fröhlicher und lustiger als sie. Denn jetzt wußte er, daß sein Brief angekommen war. Ob ihr Vater auch ein so lustiges Gesicht beim Lesen gemacht hat wie sie beide? In dem Briefe hatte zwar wieder ein Tausendkronenschein gelegen, aber es hatte auch darin gestanden, daß das mit den fünfzigtausend Kronen ein Irrtum gewesen sei. Der Absender des Briefes wäre jener Lehrling, der ihm als Dank für die damals geliehenen drei Kronen jetzt fünftausend Kronen zurückgäbe. Zweitausend Kronen habe er schon geschickt, die noch fehlende Summe würde er an dem Tage senden, an dem seine Tochter Hochzeit feiern würde mit dem Mann, den sie sich selbst erwählt hat.

So hatte der Brief gelautet. Da war der Vater des kleinen Fräuleins eine ganze Weile verwirrt dagestanden, weil er den Brief zuerst gar nicht begriff. Dann war er grün und gelb vor Wut geworden und hatte über den undankbaren Menschen geschimpft, der ihn mit armseligen fünftausend Kronen ab-

speisen wollte, nachdem er ihm zuvor das Zehnfache versprochen hatte. Aber er hatte immer gewußt, daß die Menschen einen häßlichen Charakter hätten und daß er darum nie auf einen grünen Zweig kommen würde. Dann hatte er seiner Frau und Tochter das Versprechen abgenommen, mit niemand über diesen Brief zu sprechen. Denn wer einmal als reicher Mann respektiert worden ist, will es bleiben. Es hält schwer, den goldenen Glorienschein wieder abzulegen, wenn man sich an ihn gewöhnt hat.

Ihrem Bräutigam aber durfte die Kleine schreiben, daß alles ein Mißverständnis gewesen wäre. Sie brauchte den Brief nicht abzusenden. Sie war klug genug gewesen, ihre Stellung im Warenhause beizubehalten; dort fand sich immer eine Gelegenheit, ihm mündlich zu sagen, was sich schriftlich nur schwer hätte mitteilen lassen.

Alles dies und noch mehr las der Professor aus zwei lachenden, glückstrahlenden Mädchenaugen heraus. Er ging froh nach Hause, setzte sich an seinen Schreibtisch und nahm zum letzten Male, aber auch wirklich zum allerletzten Male, das Testament vor und gab ihm die Fassung, die es bis zu seinem Tode behielt.

Als er starb, erlebten die Leute in der Vorstadt noch einmal eine große Überraschung. Denn in dem Testament stand, daß sein ganzes Vermögen dem kleinen Fräulein zufallen sollte. Bis zu ihrer Hochzeit würde ein Notar in Göteborg das Vermögen verwalten. Das war eine unnütze Vorsicht. Denn als der Professor starb, war das Fräulein schon eine junge Frau, und ein kleiner blonder Junge, der dieselben blauen, strahlenden Augen hatte wie sie, saß auf ihrem Schoß und schaute verwundert auf seine Mutter, die plötzlich heftig aufschluchzte, als ihr Mann das große Schreiben vorlas, das ein Mann vom Gericht eben gebracht hatte.

Der Großvater des kleinen Jungen aber, der täglich zu Besuch kam, und der auch jetzt gerade anwesend war, sagte: „Fünfundertausend Kronen erbst du von dem alten Professor? Geradesoviel, als ich beinahe bekommen hätte, wenn der Kerl, dem ich die drei Kronen geliehen habe, nicht so ein Schwindler gewesen wäre!“



Das ewige Licht

Z U M M U T T E R T A G

Mit jedem geht ein guter Geist,
der immer ihm im Blute kreist,
die rechten Wege mahnend weist:
der Mutter treu Gewissen.

Ein jeder, was er denkt und tut,
er weiß sehr wohl, was böß und gut,
belauscht er nur in seinem Blut
der Mutter treu Gewissen.

Doch wenn du, wie es menschlich ist,
auch einmal irrgegangen bist,
so such nicht lange Trug und List:
die Mutter darf es wissen.

Wenn alle Welt den Stab dir bricht,
hart über dich ihr Urteil spricht:
das Herz der Mutter richtet nicht.
Ihr Herz ist wie das ewige Licht
in Lebens-Finsternissen.

Will Vesper

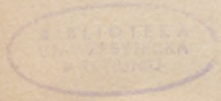


Muttertag.

Nach einem Scherenschnitt von M. Sachse-Schubert.

1932. IX./2

17



Andreas
Schwänleins
Verwandlung

Roman von Werner Beumelburg

(Fortsetzung)

Der Referendar bemühte sich, die aufgeregte Elise zu beruhigen.

„Ich will Ihnen nicht wehe tun. Ich will nur versuchen, Ihnen klarzumachen, was für Ihren armen Vater am besten ist. Es ist Ihr gutes Recht, für Ihren Vater bis zur letzten Möglichkeit einzutreten. Aber man muß auch die Vernunft sprechen lassen, selbst wenn sie grausam ist. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß Ihr Herr Vater nicht beraubt wurde. Glauben Sie mir, nicht nur der Staatsanwalt, auch das ganze Gericht, ja, im Grunde sogar die Verteidiger sind davon überzeugt, daß es so ist. Es handelt sich nur noch darum, den Weg zu finden, Ihrem schwer geprüften Vater sein Los nach Möglichkeit zu erleichtern. Diesen Willen besitzen wir alle, auch der Staatsanwalt. Alle, vielleicht mit einer einzigen Ausnahme. Ich meine den Herrn Doktor Arnsberg.“

„Aber warum sagen Sie mir das? Was kann ich dabei tun?“

„Ich habe gedacht, Sie würden durch die Vermittlung

des Justizrats Mercker den Versuch machen, noch heute abend Ihren Vater im Untersuchungsgefängnis zu sprechen und Ihren ganzen Einfluß auf ihn geltend machen, daß er ein Geständnis ablegt und sich nicht, unter dem Einfluß des Doktor Arnsberg, weiterhin hartnäckig weigert, es zu tun. Es würde nichts schaden, wenn Sie sich auch mit dem Justizrat darüber besprächen. Ich bin überzeugt, daß er genau so denkt wie ich. Nur dürften Sie unter keinen Umständen verlauten lassen, daß der Rat von mir stammt. Es könnte mir den Kragen kosten.“

Elise sah den jungen Mann mit einem großen und verwunderten Blick an. Wie kommt er dazu, dachte sie, sich ohne zwingende Umstände in eine solche Gefahr zu begeben? Weiß er denn, ob ich sein Vertrauen durch ein ebenso großes Vertrauen rechtfertigen werde? Ist es allein das Mitleid mit meinem Vater, das ihn treibt?

Der Referendar senkte den Blick.

„Ich weiß, was Sie jetzt denken“, sprach er, „Sie fragen sich, was mich antreibt, diese Sache mit Ihnen zu besprechen. Ich bitte Sie herzlich, nichts Schlechtes von mir zu denken. Glauben Sie vor allem, daß ich es gut mit Ihnen und Ihrem Vater meine. Mehr habe ich nicht zu erwarten.“

Damit erhob er sich und bat um Entschuldigung, daß er sich nicht länger aufhalten könne. Er rief den Kellner und zahlte. Dann ergriff er seinen Hut, trat vor Elise und streckte die Hand hin. Als sie seine Hand in herzlicher Dankbarkeit ergriff, beugte er sich plötzlich herab.



„Was müssen Sie durchmachen . . .“ flüsterte er und konnte seine Ergriffenheit nur mit Anstrengung verbergen. Dann ging er rasch hinaus, ohne sich noch einmal umzuwenden.

Elise sah ihm nach, bis er verschwunden war. Sie saß noch eine kurze Weile, als habe sie Mühe, sich das Vorgefallene noch einmal klarzumachen.

Die beiden Herren spielten immer noch Schach und tranken Selterwasser. Der zehnjährige Junge aß sein fünftes Stück Lort mit Schlagsahne. Der Kellner kam heran und räumte geräuschvoll die leeren Tassen fort, die auf Elises Tisch standen.

Nach dem Abendessen kam wie gewöhnlich Herr Lutscharsky.

Er war sehr verdrießlich gestimmt und führte laute Klage über den Justizrat Mercker, diesen alten, eingebildeten Gecken, der sich erlaubt habe, ihn, Herrn Lutscharsky, öffentlich zu verdächtigen und herabzusetzen. Sobald der Prozeß erledigt sei, versicherte er, werde er eine Beleidigungsklage gegen den Justizrat anstrengen. Er habe es nicht nötig, sich wie einen dummen Jungen behandeln zu lassen.

Frau Mathilde war sehr bedrückt, daß durch das große Unglück, das sie und ihre Familie betroffen, nun auch Herr Lutscharsky in Mitleidenschaft gezogen werde, und entschuldigte sich gewissermaßen für das taktlose Verhalten des Justizrats. Dann beschwerte sie sich über Elise, die so sonderbar verschlossen und einsilbig sei und nicht einmal ihre eigene Mutter ausführlich über den Verlauf des heutigen Verhandlungstages unterrichtet habe.

Herr Lutscharsky fragte, warum Elise nicht zu Hause sei.

Frau Mathilde war wieder nahe am Weinen, als sie antwortete, Elise sei nachmittags um vier Uhr schon fortgegangen und noch nicht zurückgekehrt. Ihr Abendessen stehe noch unberührt in der Küche. Sie habe angenommen, sie sei mit Herrn Lutscharsky ausgegangen. Ob er sie denn nicht angerufen habe?

Herr Lutscharsky horchte auf. Das komme ihm höchst verdächtig vor, meinte er, man müsse sehr sorgfältig auf das Mädchen achten. Es müsse den schlechtesten Eindruck hervorrufen, wenn ein junges Mädchen in solcher Lage noch Sinn für Ausgehen habe.

Frau Mathilde seufzte.

„Mit Bernhard ist auch furchtbar schwer auszukommen. Er geht in die Schule und macht seine Arbeiten, aber immer ist er zerstreut, und seine Lehrer haben schon über ihn geklagt. Wenn nur der Vater bald wieder ins Haus kommt.“

Dabei fing sie schon wieder zu weinen an.

Herr Lutscharsky meinte, man müsse den Dingen klar ins Auge sehen. Ohne einige Monate Gefängnis werde die Sache wohl kaum abgehen. Er glaube nicht, daß sich das Gericht auf Bewährungsfrist einlassen werde, dazu sei das Objekt zu groß, und außerdem stünden dem bedeutende grundsätzliche Erwägungen im Wege.

Sich unterbrechend, fragte er, ob nicht einer der Verteidiger sie über den mutmaßlichen Stand der Dinge unterrichtet habe.

Er beschwerte sich dann ausführlich über den Dünkel der Behörden, die immer der Ansicht seien, sie allein könnten einen so verwickelten Fall aufklären. Hätte man ihm selbst Vollmachten gegeben, so wäre er längst dahintergekommen und es hätte des ganzen Theaters nicht bedurft. Das alles koste nur unnötig das Geld der

Steuerzahler, und schließlich käme ja doch nichts dabei heraus. Selbst wenn Schwänlein günstigsten Falles mit einigen Monaten Gefängnis davonkomme und wenn auch die Firma so weit gehe, ihn weiterhin zu beschäftigen, so sei sein Ruf dennoch ruiniert. Kein Mensch mehr werde ihm Vertrauen schenken, und alle sogenannten guten Freunde würden von ihm abrücken.

Natürlich, fügte er hinzu, würde er selbst nicht zu diesen sogenannten guten Freunden gehören, sondern auch in Zukunft treu an Schwänleins Seite stehen. Vorausgesetzt, daß Schwänlein nun endlich eine bessere Meinung von ihm gewonnen habe.

Frau Mathilde meinte, daran sei wohl nicht zu zweifeln, zumal wenn Andreas später erfahre, wie freundlich Lutscharsky sich in dieser Leidenszeit um die Familie bekümmert habe.

„Nun, nun“, meinte Herr Lutscharsky abwehrend, „ich habe nichts getan, was mir nicht meine Pflicht als Christ und Freund gebietet. Es wird einem manchmal nur eben schwer gemacht, diese Pflichten zu erfüllen. Es sollte mich freuen, wenn sich das in Zukunft ändern würde.“

Um zehn Uhr endlich kam Elise.

Sie hielt sich nur mit äußerster Mühe aufrecht. Auf die Fragen und Vorwürfe der Mutter antwortete sie zerstreut und ausweichend. Durch nichts war sie zu bewegen, anzugeben, wo sie gewesen sei.

Schließlich ging sie auf ihr Zimmer und schloß sich ein. Dicht neben ihrem Bett brach sie zusammen, und wildes Schluchzen schüttelte ihren ganzen Körper. Sie presste ihren Kopf in die Kissen, damit niemand sie hören könne.

Frau Mathilde und Herr Lutscharsky ergingen sich unten in allerlei Vermutungen.

Bernhard, der vom Nebenzimmer aus durch die dünne

Wand seine Schwester so herzerbrechend schluchzen hörte, zog in schrecklicher Angst seine Bettdecke über den Kopf. Die Zähne klapperten ihm vor Frost.

Am nächsten Morgen wurde die Sitzung pünktlich um neun Uhr eröffnet. Der Angeklagte, dem man ansah, daß er die ganze Nacht nicht geschlafen hatte, trug eine völlig verstörte Miene zur Schau. Im Gegensatz zum vergangenen Tage schien er nicht einen Augenblick lang stillsitzend zu können. Seine Augen wanderten unruhig im Saale umher und hatten den Ausdruck eines Tieres, das den Beißschlag des Metzgers erwartet.

Die Mienen des Gerichtshofes waren ernst und feierlich. Der Staatsanwalt unterhielt sich flüsternd mit dem Vorsitzenden, dann sah man, daß beide Herren sich über irgend etwas verständigten. Der Referendar Westermann schaute flüchtig auf Elise, die mit dem Mut und der Ruhe einer völligen Verzweiflung auf der Zeugenbank saß. Sie begegnete dem Blick des Referendars, und die ehrliche Ergriffenheit seines Gesichtes traf sie bis ins Innerste.

Der Vorsitzende richtete an den Staatsanwalt und an den Verteidiger die Frage, ob sie noch Wünsche nach weiterer Zeugenvernehmung hätten. Beide verneinten.

„Dann bitte ich den Herrn Vertreter der Anklage, mit seinem Plädoyer zu beginnen.“

Der Staatsanwalt erhob sich von seinem Platze.

Er ging zunächst auf die Vorgeschichte des Diebstahls ein und schilderte ausführlich den Seelenzustand des Angeklagten an dem fraglichen Freitag und Samstag. Er betonte, man habe es nicht mit einem gewöhnlichen Verbrecher zu tun, sondern mit einem Menschen, der durch sonderbare Umstände aus seinem gewohnten Gleise ge-

worfen worden sei. Die ganze Art, wie die That vollbracht wurde, spreche dafür. Da sei nirgends eine Spur von Raffinesse zu finden, alles sei vielmehr einem Zwang untergeordnet. Auch das anfängliche Leugnen des Angeklagten sei psychologisch aus dem Grunde zu verstehen, weil der Angeklagte selbst lange Zeit nicht in der Lage war, sich ein klares Bild über den Verlauf der That zu machen. Das sei ihm erst eingefallen, als durch die Zeugenvernehmung ein Bruchstück nach dem andern langsam zum Vorschein kam. Der Staatsanwalt betonte, es habe der Zeugen nicht bedurft, um ihn auf den guten Leumund des Angeklagten aufmerksam zu machen, jeder, der das Bild dieses Prozesses betrachte, sei davon überzeugt, es gebe keinen besseren Beweis für die guten Qualitäten des Angeklagten als das Angebot der Firma Beckmann. Aber, fuhr er fort, alles menschliche Mitempfinden, das man dem Angeklagten entgegenbringe, dürfe den Begriff für Recht und Unrecht nicht verwirren. Das Gesetz sei geschaffen, um die menschliche Gesellschaft gegen die Übergriffe einzelner zu schützen, und es sei im Gesetz mit vollem Recht eine Grenze gezogen, über die man in der Bewertung mildernder Umstände nicht hinausgehen dürfe. Bestehen bleibe die That, daß der Angeklagte der Versuchung, sich des Geldes zu bemächtigen, nicht widerstanden habe, wenn er, der Staatsanwalt, auch glaube, daß er sofort nach geschehener That von der aufrichtigsten Reue erfüllt gewesen sei. Nach längeren juristischen Ausführungen, besonders über die Frage, ob der Angeklagte beim Begehen der That im Besitze der geistigen Zurechnungsfähigkeit gewesen sei, formulierte er seinen Strafantrag. Er lautete unter weitester Zubilligung mildernder Umstände auf fünf Monate Gefängnis ohne Bewährungsfrist.



Andreas Schwänlein nickte nur mit dem Kopfe, als er den Antrag vernahm. Dann sah er auf Elise, die sich bemühte, ein zuversichtliches Gesicht zu zeigen, und lächelte trübe, als wolle er sagen: „Du siehst, wie gut sie es alle mit mir meinen, ich hätte viel Schlimmeres verdient.“

„Genau so, wie ich es mir gedacht habe“, flüsterte Herr Lutscharsky Elise zu. „Wir können froh sein, daß es so glimpflich abgeht.“

Direktor Beckmann gab Elise die Hand. „Kopf oben! Das Gericht wird in der Strafbemessung viel weiter herabgehen und ihm Bewährungsfrist geben. Fünf Monate Gefängnis wären ja sein Tod.“

Elise sah weder nach der einen noch nach der andern Seite. Sie behielt krampfhaft ihre zuversichtliche Miene bei, weil sie merkte, daß der Vater sie anschaute. Als sie sein trübes Lächeln sah, lächelte sie ebenfalls und nickte ihm zu. Die Tränen schossen ihr dabei in die Augen.

Justizrat Mercker sprach fast eine Stunde lang.

Das war ein Fehler. Es wäre besser gewesen, er hätte sich auf einige kurze, von Herzen kommende Worte beschränkt und das Gericht ganz unter dem Eindruck der Rede des Staatsanwalts belassen. Aber der alte Herr hatte allzuviel auf dem Herzen, was er sich heruntersprechen mußte. Er fing mit der Jugend des Angeklagten an, er sprach vom Elternhaus, von der Sittenstrenge des Vaters und der verständnisvollen Güte der Mutter. Er schilderte beweglich das Familienleben des Angeklagten selbst und verschwendete eine Fülle von Worten auf die moralischen Qualitäten seines Klienten, die niemand be-

zweifelte. Die große Spannung, mit der bisher alle Teilnehmer dem Verlauf des Prozesses gefolgt waren, begann zum erstenmal nachzulassen.

Alle Zuhörer empfanden eine große Erleichterung, als der Justizrat schließlich mit pathetischen Worten schloß und das Gericht beschwor, den Angeklagten freizusprechen.

Der alte Herr hatte unbedingt einen „schlechten“ Tag!

Nach Doktor Arnsbergs Plädoyer, das wieder stärker zündete, aber auch kaum restlos zu überzeugen vermochte, erteilte der Vorsitzende dem Angeklagten das letzte Wort.

Andreas Schwänlein erhob sich mit Tränen in den Augen und sprach mit bebender Stimme: „Ich habe nichts mehr zu sagen . . . ich danke Ihnen allen . . . ja, ich danke Ihnen . . .“

Dann ließ er sich schwer auf seinen Platz nieder und saß regungslos mit gesenktem Blick, während das Gericht sich zur Beratung zurückzog.

Nach einer halben Stunde erschien der Gerichtshof wieder im Saal. Unter lautloser Stille verkündete der Vorsitzende das Urteil. Es lautete auf zwei Monate Gefängnis ohne Bewährungsfrist. In der Begründung wurde hervorgehoben, das Gericht habe von der Zubilligung einer Bewährungsfrist absichtlich Abstand genommen, weil es annehme, daß der Angeklagte selbst Wert darauf lege, seine Tat möglichst rasch zu büßen.

Staatsanwalt und Verteidiger verzichteten noch im Laufe des gleichen Tages auf die Beantragung der Revision. Das Urteil erhielt damit Rechtskraft. Am nächsten Morgen wurde Andreas Schwänlein aus dem Untersuchungsgefängnis in das Strafgefängnis übergeführt.

Viele Leute waren später der Ansicht, schon in diesen

beiden Monaten der Strafverbüßung hätten sich bei Andreas deutliche Anzeichen einer geistigen Verwirrung bemerkbar gemacht. Außerlich allerdings zeigten sich keinerlei Veränderungen bei ihm. Die Gefängnisleitung stellte ihm das beste Zeugnis aus, und er genoß schon nach kurzer Zeit alle Vorteile, die einem Gefangenen bei guter Führung zukamen. Er war immer folgsam, rücksichtsvoll und bescheiden. Die kleinen Vergünstigungen, die man ihm zubilligte, nahm er mit einer geradezu rührenden Dankbarkeit an, als seien es große Geschenke, die man ihm aus persönlichem Wohlwollen gewähre und die er gar nicht verdient habe.

In den vorgeschriebenen Stunden durfte er Besuche empfangen. Frau Mathilde, die ihn aufsuchte, tröstete er mit ruhigen Worten. Er erkundigte sich genau nach allen häuslichen Angelegenheiten, nach dem Befinden der Kinder und gab vernünftige Ratschläge für die Erziehung Bernhards. Er empfahl ihm, unter keinen Umständen mit dem Geigenspiel auszusetzen, und war sehr ungehalten, als ihm Elise eines Tages erzählte, Bernhard sei durch nichts zu bewegen, seine Geige anzurühren.

Lesestoff lehnte er dankend ab, indem er versicherte, er habe genug damit zu tun, alles noch einmal gründlich zu durchdenken und die erforderlichen Schlüsse daraus zu ziehen.

Auf die Frage Elises, was er darunter verstehe, antwortete er ausweichend, er könne noch nicht davon sprechen, weil er noch nicht zu abschließenden Ergebnissen gelangt sei. Aber sie werde noch davon hören. Die Welt werde sich noch über Andreas Schwänlein wundern. Gleich darauf verfiel er in Grübeln und antwortete auf keinerlei Fragen mehr.

Elise war sehr besorgt und sprach mit dem Gefängnis-

direktor über diese sonderbare Bemerkung. Der Direktor lächelte und meinte, das Bedürfnis, über das Vergangene nachzugrübeln und sich mit großen Entschlüssen für ein neues Leben zu tragen, sei nicht außergewöhnlich bei Gefangenen, die gegen ihren bewußten Willen und durch verhängnisvolle Umstände zu Gefängnis verurteilt seien. Elise ging nur halb beruhigt nach Hause.

Auch Herr Lutscharsky ließ sich einige Male blicken. Andreas Schwänlein behandelte ihn freundlich und ohne jeglichen Groll, so daß Herr Lutscharsky sich sehr wunderte. Als er ihm eines Tages mittheilte, Direktor Beckmann habe es bei der Direktion durchgesetzt, daß Frau Mathilde während der Haftzeit das volle Gehalt ihres Mannes beziehe, und es außerdem sicher sei, daß er sofort nach der Entlassung aus der Anstalt seine Stelle wieder antreten könne, runzelte Andreas die Stirn.

„Ich habe genug von diesen Mildtätigkeiten, die mir nicht zustehen“, erklärte er sich aufrichtig und beinahe feierlich. „Ich denke der Welt auf ganz andere Weise den Beweis zu geben, daß ein Mensch, der in Schuld geraten ist, gerade dadurch zu einem neuen und außergewöhnlichen Aufschwung befähigt werden kann.“

Danach verstummte er und überließ Herrn Lutscharsky einem Zustand kaum erträglicher Neugier.

Einmal äußerte er den Wunsch, seinen Sohn Bernhard zu sehen. Elise brachte ihn mit, obwohl Bernhard sich geradezu vor dem Wiedersehen mit dem Vater zu fürchten schien.

Die Begegnung der beiden war herzerreißend. Andreas brach in ein wildes Schluchzen aus und umfing seinen Sohn mit beiden Armen. Dann verlangte er, mit Bernhard allein zu sein. Besorgt ging Elise aus dem Besuchszimmer, in dem diese Szene stattfand.

Als Vater und Sohn allein waren, begann Andreas im Zimmer auf und ab zu gehen. Die Hände hatte er dabei auf dem Rücken gekreuzt. Bernhard sah ihm verschüchtert und ängstlich zu. Schließlich blieb Schwänlein vor seinem Sohn stehen und legte die rechte Hand schwer auf seine Schulter.

„Man muß eine Tat vollbringen“, sprach er bedeutsam, Bernhard fest in die Augen sehend, „die Welt läßt sich nur durch Taten überzeugen. Die Pflichterfüllung eines ganzen Lebens macht allein nicht den geringsten Eindruck auf sie. Es war der große Irrtum meines Lebens, das zu glauben. Nun bin ich bekehrt. Bist du bereit, mein Sohn, mir zu folgen?“

Bernhard hatte Tränen in den Augen, weil ihm der Vater so fremd erschien. Leise sagte er: „Gewiß, Vater, ich tue alles, was du mir sagst.“

„Recht so, recht so“, sprach Andreas Schwänlein sehr befriedigt und nahm seinen Gang durch das Zimmer wieder auf. „Das ist die Gesinnung, die wir brauchen, um unsern Weg zu gehen. In dir steckt ein Künstler, mein Sohn. Oft habe ich mich gefragt, woher du diese heilige Berufung hast. Jetzt weiß ich es, du hast sie durch mich und von mir. Es hat in mir ein Leben lang im Verborgenen geruht, und es wäre vielleicht niemals zum Vorschein gekommen, wenn ich nicht durch diese Tat, deretwegen man mich ins Gefängnis geworfen hat, zufällig mit den höheren Mächten in Berührung geraten wäre. Verstehst du mich, mein Sohn?“

„Nein, Vater“, erwiderte Bernhard ängstlich.

„Nun“, fuhr Andreas fort, „später wirst du es verstehen, es ist auch jetzt noch nicht nötig. Ein Mensch, der von seiner Bedeutung überzeugt ist, muß auch den Mut aufbringen, nicht verstanden zu werden. Auf das Er-

gebnis kommt es an, sage ich dir, nur auf das Ergebnis. Worin besteht dieser Mut?"

Er beantwortete seine pathetische Frage selbst.

„Er besteht darin, sich aus seiner gewohnten Lebenssphäre vollständig zu entfernen, sich von allen Begriffen, in denen man gelebt hat, entschlossen loszusagen und dem Gebot in der Brust zu folgen, dessen Stimme man übermächtig vernimmt.“

Dann hielt er inne, als lausche er auf Beifall. Gleich darauf legte er beide Hände auf Bernhards Schultern: „Versprich mir, mein Sohn, daß du mir die Treue bewahrst, auch wenn man über mich lästern und mich verspottet wird und wenn man versucht, das Bild, das du von mir in deinem Herzen trägst, zu beschmutzen. Einst wirst du erkennen, warum das so sein muß.“

Bernhard brach in Tränen aus, als gelte es, von seinem Vater auf immer Abschied zu nehmen. Er drückte sich fest an Andreas Schwänleins Brust.

Da verlor auch Andreas die Beherrschung. Er fiel aus der pathetischen Rolle heraus und schluchzte aufs neue wie ein fassungsloses Kind, so daß seine eigenen Tränen sich mit denen seines Sohnes vermischten.

In dieser engen Umschlingung fand sie Elise, die mit dem Gefängniswärter kam. Der Beamte wies rücksichtsvoll darauf hin, daß die Besuchszeit abgelaufen sei.

Andreas richtete sich auf, gab erst Elise die Hand, umarmte dann zum letztenmal Bernhard und ließ sich in seine Zelle abführen.

Elise konnte auch auf dem Heimwege nichts aus Bernhard herausbringen als die Bemerkung, er habe große Angst um den Vater.

Die beiden Monate gingen rasch vorüber. An einem Montagnachmittag sollte Andreas entlassen werden.

Herr Lutscharsky hatte sich freundlicherweise erboten, den Entlassenen aus der Anstalt abzuholen. Andreas hatte jede Abholung durch seine Angehörigen strikte abgelehnt.

Herr Lutscharsky verspätete sich etwas, weil er unterwegs einen Bekannten traf, dem er unbedingt erzählen mußte, welch schöne Handlung echter Freundschaft er soeben zu verrichten im Begriffe stehe. Er kam fünfzehn Minuten nach der festgesetzten Zeit in der Anstalt an.

Zu seinem Erstaunen erfuhr er, Andreas habe das Gebäude schon vor einer Viertelstunde verlassen. Herr Lutscharsky machte sich sofort auf die Beine, um in die Wohnung Schwänleins zu gelangen. Dort traf er Frau Mathilde, Elise und Bernhard in ängstlicher Erwartung. Andreas war nicht da.

Er kam auch bis zum Spätnachmittag nicht. Justizrat Mercker, den man antelephonierte, wußte auch nichts. Herr Meineke ebenfalls nicht.

Andreas kam auch zum Abend nicht. Nach Einbruch der Nacht wurde die Polizei verständigt und um Nachforschung nach dem Vermißten gebeten.

Andreas blieb verschollen.

Ein halbes Jahr verstrich und es ging auf den Winter. Von Andreas Schwänlein wurde keine Spur gefunden.

Zuerst glaubte man an jedem Tage, er werde wieder erscheinen, dann begann man sich in das Unvermeidliche zu schicken. Schließlich wurde vielfach die Meinung geäußert, es sei ihm irgend ein Unfall zugestoßen.



Die Polizei gab sich alle Mühe, den Verschollenen zu finden, aber vergeblich. Die Obdachlosenafyle wurden benachrichtigt und mit einer genauen Beschreibung des Vermißten versehen. Sämtliche Polizeireviere erhielten seine Photographie, um sie sofort zur Hand zu haben, wenn irgendwo eine Person aufgegriffen wurde, deren Identität nicht feststand. Wo ein Verbrechen zutage kam, wurde sofort geprüft, ob man es mit Andreas Schwänlein zu tun habe.

Schließlich wurde auch die Hilfe der Öffentlichkeit in Anspruch genommen, während gleichzeitig die Nachforschungen über ein größeres Gebiet ausgedehnt wurden. An den Anschlagssäulen erschienen rot umranderte Plakate mit dem Bild des Verschollenen und mit genauen Angaben über das Datum und die Umstände seines Verschwindens. Für seine Ermittlung war eine namhafte Summe als Belohnung ausgesetzt. Eingeweihte wußten, daß diese Summe zum Teil von der Firma Beckmann & Co., zum Teil von Herrn Direktor Beckmann persönlich stammte.

So verstrichen die ersten Wochen. Die Qual der Angehörigen wurde aufs neue verschärft, als eines Tages im Grunewald in der Nähe eines kleinen Sees ein Mantel aufgefunden wurde, den man unzweifelhaft als das Eigentum des Verschollenen erkannte. Die Polizei ging sofort zu gründlichen Nachforschungen über. Noch am gleichen Tage durchsuchte eine Hundertschaft von Beamten mit einem großen Aufgebot von Polizeihunden den ganzen Waldbezirk. Durch die Zeitungen wurden die Bewohner aller an den Wald grenzenden Siedlungen zur Mithilfe und zur genauen Beobachtung aller Zugangstraßen angehalten. Gleichzeitig bat man sie, auf jedes ihnen unbekanntes Individuum zu achten

und sofort die Polizei zu verständigen, wenn ihnen irgend etwas verdächtig erscheine.

Schließlich neigte die Polizei zu der Auffassung, der aufgefundenene Mantel des Verschollenen sei wohl schon längere Zeit im Besitze einer andern Person gewesen, die ihn vor Wochen vielleicht von Schwänlein gekauft und sich seiner nun aus Furcht vor den polizeilichen Ermittlungen entledigt habe. Alle Versuche, die angestellt wurden, um diese Person ausfindig zu machen, blieben jedoch ergebnislos.

Als es September wurde, zog Frau Mathilde mit den Kindern in eine kleinere Wohnung nach Schöneberg um. Es war hauptsächlich Elise, die diesen Umzug befürwortete und schließlich auch durchsetzte. Sie machte ihrer Mutter klar, daß man sich auf den schlimmsten Fall einrichten müsse. Die Firma Beckmann hatte noch für zwei Monate nach dem Verschwinden Schwänleins das Gehalt voll bezahlt. Dann beschränkte sie sich im Einverständnis mit Frau Mathilde auf die einstweilige Zahlung der Gebührrisse, die Frau Mathilde im Falle eines Ablebens ihres Mannes als Witwenpension erhalten hätte. Diese Summe war gering genug, so daß man schließlich froh war, Elises Ratschlag befolgt zu haben.

Herr Lutscharsky, seit einiger Zeit Prokurist Lutscharsky, protestierte zwar heftig gegen den Wohnungswechsel und beschwerte sich darüber, daß man seine bereitwillig dargebotene finanzielle Hilfe nicht in Anspruch nehme. Überhaupt tat er jetzt so, als sei er ein festes Mitglied der Familie. Nichts geschah ohne seine Zustimmung. Aber in diesem einen Punkte blieb Elise unerbittlich. Sie drohte ihrer Mutter sogar, sie werde sich ein eigenes Zimmer in einer andern Wohnung mieten, wenn sie dem Drängen Herrn Lutscharskys nachgebe.

Seufzend fügte sich Frau Mathilde dem Willen ihrer Tochter.

Elise behielt die Stellung einer Stenotypistin in der kaufmännischen Abteilung eines großen Berliner Warenhauses. Sie tat unverdrossen ihre Pflicht und ließ sich nichts von den Gedanken anmerken, die sie bewegten und quälten. Ihr Gehalt lieferte sie an die Mutter zur Bestreitung des Haushalts ab, für ihre eigene Person brauchte sie fast nichts. Ihre Kleider und ihre Wäsche nähte sie sich selbst oder arbeitete schon gebrauchte Sachen wieder um.

In ihrer Freizeit arbeitete sie regelmäßig mit Bernhard, dessen Fortschritte in der Schule sehr zu wünschen übrigließen.

Alles in ihrem Dasein war auf Pflicht und Strenge eingestellt. Über die Dinge, die sie in ihrem Innersten bewegten, sprach Elise mit niemandem ein Wort.

Nur bisweilen, wenn sie nachts vor Übermüdung nicht schlafen konnte — sie schlief mit der Mutter zusammen in einem kleinen Stübchen — oder wenn sie das Seufzen Frau Mathildes am Einschlafen verhinderte, dann erlaubte sie ihren Gedanken, für eine kurze Spanne an die Oberfläche ihres Bewußtseins zu treten. Es kam wohl vor, daß dann heimliche Tränen, ohne fühlbare Erleichterung zu bringen, ihr Kissen benetzten.

Sie wußte noch jedes Wort, das der Referendar Westermann zu ihr gesprochen — damals, an jenem furchtbaren Tage. Sie entsann sich jeder seiner Bewegungen. Ob er sich aber ihrer noch erinnerte? Gewiß nicht, wie sollte er auch? Vielleicht hatte er in der Zwischenzeit schon an andern Prozessen teilgenommen, die sein menschliches Mitgefühl noch stärker erregt hatten. Für ihn war die Begegnung mit ihr nichts anderes als

die spontane Äußerung eines guten und aufrichtigen Herzens gewesen.

Kurz nach ihrem Umzug, etwa Mitte September, erlaubte sie sich ihren ersten Luxus. Das Wetter war für die Jahreszeit auffallend milde. Elise, die um sechs Uhr nachmittags ihr Büro in der Leipziger Straße verließ, entsann sich, daß sie in diesem Jahre überhaupt noch nichts vom Sommer gesehen hatte. Sie ließ deshalb die Straßenbahn, die sie gewöhnlich zur Fahrt nach der neuen Wohnung in Schöneberg benutzte, vorüberfahren und beschloß, über den Potsdamer Platz und die Potsdamer Brücke am Landwehrkanal und am Zoologischen Garten entlang zum Bahnhof Zoo zu gehen, um von dort aus dann mit einer andern Bahn nach Hause zu gelangen.

In der Nähe des Lützowplatzes kam ein junger Herr auf sie zu, grüßte ehrerbietig und reichte ihr die Hand. Es war der Referendar.

Elise erschrak und errötete heftig. Rasch zog sie ihre Hand aus der seinen.

„Ich habe viel an Sie gedacht“, sagte der Referendar, „wissen Sie auch, daß Sie schlecht aussehen und Sie sich offenbar viel zuviel zumuten?“

Elise war noch zu überrascht und verwirrt, um ihm gleich antworten zu können. Er hatte also doch an sie gedacht, er wußte sogar, daß es ihr schlecht ging!

Es ergab sich von selbst, daß er sie begleitete. Es ergab sich ebenso selbstverständlich, daß sie über das Schicksal Andreas Schwänleins sprachen.

Der Referendar versuchte, sie zu beruhigen. Er machte ihr klar, daß ihr Vater unbedingt vor Ausbruch des Winters nach Hause kommen werde. Es gebe häufig solche Fälle, in denen ein Mensch, durch schwere Schicksale

verwirrt, im Gefühl der Scham vor seinen Mitmenschen, plötzlich untertauche, um erst dann wieder zum Vorschein zu kommen, wenn die nackte Not ihn dazu antreibe. Er versicherte, daß Andreas Schwänlein sich nach seiner Meinung unbedingt noch in Berlin aufhalte. Die Tatsache aller ergebnislosen Nachforschungen sei kein gültiger Gegenbeweis. Es gebe schlecht gerechnet Tausende von Existenzen in Berlin, von deren Treiben die Polizei keine Ahnung habe.

Er vertrat seine Ansicht mit so viel Herzlichkeit und Wärme vor ihr, daß Elise schließlich ihm rückhaltlos zu glauben begann.

Sie fing ganz von selbst an, ihm von den schweren häuslichen Sorgen zu erzählen, und sie konnte sich keinen teilnehmenderen Zuhörer wünschen. Nach und nach ergoß sich die ganze in ihr aufgespeicherte Qual in befreiende Worte. In ihre Ausführungen vertieft, bemerkte sie gar nicht, daß sie schon in die Nähe des Bahnhofes Zoo gelangt waren.

Plötzlich hielt sie ein und errötete abermals.

„Ich erzähle Ihnen da immer von uns und unsern Sorgen, und ich weiß gar nicht, ob Sie das interessiert.“

Der Referendar nahm ihre Hand und sah sie mit einem Blick voll ehrlicher Bekümmernis an.

„Immer noch so mißtrauisch? Entsinnen Sie sich noch einer Unterhaltung, wo jemand sich so bitter darüber beschwerte, daß alle Menschen gegeneinander so mißtrauisch seien?“

Elise hatte schon wieder Tränen in den Augen, aber unter den Tränen leuchteten die Spuren eines beglückten Lächelns.

Am Bahnhof Zoo trennten sie sich. Der Referendar hatte offensichtlich noch etwas auf dem Herzen. Schließ-

lich faßte er Mut und fragte, ob sie nicht miteinander verabreden wollten, sich in Zukunft einmal in der Woche zu einer Aussprache zu treffen. Vielleicht dürfe er sie jeden Mittwoch nach Geschäftschluß am Potsdamer Platz erwarten.

Seit diesem Tage trafen sie sich regelmäßig jede Woche einmal. Manchmal, wenn das Wetter schlecht war, gingen sie in ein kleines Café in der Lützowstraße. Meistens aber machten sie einen Gang durch den herbstlichen Tiergarten oder am Wasser des Kanals entlang. Nach einer Stunde trennten sie sich wieder, weil Elise nach Hause mußte, um mit Bernhard zu arbeiten.

Aber die feine Spürnase des Herrn Lutscharsky hatte längst die Veränderung in Elises Wesen gewittert. Er machte Frau Mathilde darauf aufmerksam und überhäufte sie mit Vorwürfen. Er habe es doch wahrhaftig nicht um die Familie verdient, daß man ihn in aller Heimlichkeit hintergehe und sich womöglich noch über ihn lustig mache.

Frau Mathilde war sehr bestürzt. Aber Herr Lutscharsky beschränkte sich nicht auf Beschwerden, er beauftragte sie, genau darüber zu wachen, welche Zeiten Elise außerhalb ihrer gewohnten Bürostunden etwa nicht zu Hause sei. Es war für Frau Mathilde ein leichtes, den Mittwochnachmittag festzustellen.

Herr Lutscharsky sagte nichts, aber er handelte. Er stand am nächsten Mittwoch pünktlich um sechs Uhr vor Elises Büro und beobachtete von einer versteckten Stelle aus das Portal.



Er sah an hundert junge Mädchen fröhlich und munter plaudernd das Portal verlassen. Ein großer Teil von ihnen wurde von jungen Leuten er-

wartet, denen sich die Mädels vergnügt an den Arm hängten.

Elise kam allein. Schau an, dachte Herr Lutscharsky in seiner Ecke, das Böglein macht doch sonst nicht ein so vergnügtes Gesicht! Ich erkenne mein Täubchen ja gar nicht wieder.

Behutsam folgte er Elise durch das Menschengedränge am Leipziger Platz. Mehrmals schien es, als würde er sie aus den Augen verlieren. Dann arbeitete er sich mühsam durch das Gewühl, um auf ihrer Spur zu bleiben.

Als er sah, daß Elise vor dem Café Josty von einem elegant gekleideten jungen Herrn erwartet wurde, verzog sich sein breites Gesicht zu einer Grimasse. Er verfolgte die beiden eine Weile, ohne daß es ihm gelang, das Gesicht des jungen Mannes zu erkennen.

Dann fuhr er mit der Straßenbahn nach Schöneberg. Wütend drückte er dreimal hintereinander auf die Klingel und schrie Frau Mathilde, die ihm zu Lode erschrocken öffnete, laut ins Gesicht: „Da haben wir die Bescherung! Das Mädel hat einen Geliebten!“

Krachend warf er die Tür ins Schloß. Frau Mathilde ging in ihr Zimmer und brach in Tränen aus.

Bernhard, der von seinem Stübchen aus Lutscharskys erregten Ausruf vernommen, erzählte seiner Schwester noch am gleichen Abend das Gehörte. Elise schloß ihn in die Arme und streichelte ihn dankbar.

Am nächsten Tage schrieb sie dem Referendar ein paar Zeilen, sie bäte ihn in ihrem eigenen Interesse, sie vorerst nicht mehr zu erwarten und auch keinen Versuch zu machen, sie auf andere Weise zu erreichen.

(Fortsetzung folgt)

Flammender Osten

Um neuen Raum zu schaffen für den ständig wachsenden japanischen Volksüberschuß und für seinen Handel, entstand im Fernen Osten der Krieg, während in Genf die Abrüstungskonferenz tagte. Japan besetzte die Mandschurei und griff kurz danach die große chinesische Handelsstadt Schanghai an, um die chinesischen Streitkräfte von dem eigentlichen Ziel seines Vorstoßes abzulenken und einen Druck auf die Regierung in Peking auszuüben. Wird dieser Brand im Osten, dem bisher schon rund zwanzigtausend Chinesen zum Opfer fielen, durch das Eingreifen des Völkerbundes aus der Welt geschafft werden?



Ameritanische Barrikaden und Stacheldrahtverbau an den Grenzen der ameritanischen Niederlassung in Schanghai. (N.Y.T.)



Bilder vom japanisch- chinesischen Kriegschauplatz

Links: Zerstörungen durch einen japanischen Glierenangriff auf dem Nordbahnhof von Schanghai, um dessen Besitz heftige Kämpfe stattgefunden haben. (N.Y.T.)



Rechts: Japanischer Panzerwagen in den Straßen der chinesischen Stadt Schanghai. (Photothek)

*

Unten: Die Trümmer eines der schönsten Seidengeschäfte in Woosung nach der Beschädigung und Einnahme der Stadt durch die Japaner. (N.Y.T.)



Japanische Patrouille in der chinesischen Stadt Schanghai. Die Soldaten sind mit Panzerwesten, die den von uns im Weltkrieg getragenen ähnlich sind, ausgerüstet. (Photothek)





Die schwarzbäuchige Tarantel (Weibchen).



Die schwarzbäuchige Tarantel (Weibchen), von der Bauchseite gesehen.

Sind gif

Von Dr. med. et
Mit 5 Ab

Spinnen tig?

phil. G. Venzmer
bildungen



Die apulische Tarantel (Weibchen). Ihr Biß tötet einen Maulwurf.

Vor kurzem konnte man in einer Zeitung die Mitteilung lesen, daß in einem Orte der Pfalz ein Landwirt beim Obstbrechen von einer Kreuzspinne hinter dem Ohr gebissen wurde, wodurch das Gesicht aufschwellte und eine Lähmung der linken Kopfseite eintrat, die sich erst nach wochenlanger ärztlicher Behandlung besserte. Dieser wenn auch durchaus nicht alltägliche Vorfall legt unwillkürlich die Frage nahe: Sind eigentlich Spinnen, zumal die bei uns beheimateten Arten, giftig? Schon der alltägliche Sprachgebrauch sollte da stutzig machen. „Pfui Spinne!“ rufen wir, wenn irgend etwas uns eklig oder verabscheuenswürdig dünkt; diese Ausdrucksweise ist so tief im Sprachgebrauch verankert, daß man schon eine Ursache dahinter vermuten darf. Denn wenn etwas trotz aller „Aufklärung“ mit solcher Hartnäckigkeit als „eklig“ empfunden wird, so liegt dem zumeist das instinktive Bewußtsein zugrunde, daß sich irgend eine Gefahr damit verbindet. Aber haben denn die Spinnen überhaupt einen Giftapparat? Diese Frage darf ohne weiteres bejaht werden; alle Spinnen besitzen nämlich in den vor und über dem Munde gelegenen spitzen Kieferklauen je eine schlauchförmige Giftdrüse,

deren Ausführgang durch die Kieferklaue hindurch verläuft und dicht vor der scharfen Klauenspitze mündet. Wenn die Klaue eine Wunde geschlagen hat, so zieht sich die Muskulatur, von der die Giftdrüse ringförmig umgeben wird, zusammen, gleichsam als drücke man auf einen mit einer Flüssigkeit gefüllten und mit einer feinen Öffnung versehenen Ball. Das Gift tritt dann aus der Klauenöffnung aus und gelangt so in das Gewebe des Angegriffenen. Den Vorgang der Giftabsonderung kann man jederzeit im Alltagsleben leicht beobachten. Reizt man nämlich eine Spinne, so pflegt sie sich auf den beiden hinteren Beinpaaren zu erheben und die vorderen Gliedmaßen drohend emporzustrecken; man sieht dann an den Spitzen der Kieferklauen je ein durchsichtiges Tröpfchen hängen: das Gift.

Dieser Giftapparat ist sämtlichen Spinnen gemeinsam, und in diesem Sinne sind eigentlich alle Spinnen als Gifttiere zu bezeichnen. Nichtsdestoweniger bestehen hinsichtlich des Grades der Giftigkeit zwischen den einzelnen Spinnenarten sehr weitgehende Unterschiede; während es in fremden Ländern Spinnen gibt, deren Biß schwere Gesundheitsschädigungen, ja den Tod verursachen kann, pflegt der Biß einheimischer Spinnenarten wesentlich harmloser zu verlaufen. Immerhin läßt der eingangs geschilderte Vorfall vermuten, daß auch die allbekannte Kreuzspinne, die ihre Bezeichnung der leuchtendweißen Kreuzzeichnung des bräunlichen Hinterleibrückens verdankt, über ein stark wirkendes Gift verfügt. Daß diese Vermutung durchaus zutrifft, hat der verstorbene Pharmakologe Robert in vielfältigen wissenschaftlichen Versuchen festgestellt, deren Ergebnisse in mehrfacher Hinsicht als überraschend bezeichnet werden müssen. Schon winzige Mengen eines Auszuges, den Robert sich aus Kreuzspinnen, deren Jungen oder Eiern herstellte, erwiesen sich als todbringend für Ratten, Hunde und Füchse; und zwar wurden durch das Gift hauptsächlich das Herz und der Blutkreislauf geschädigt, was sich in rascher Erniedrigung des Blutdruckes bemerkbar machte. Um zu ermitteln, wie viele Versuchstiere dem Gift einer einzigen Kreuzspinne erliegen, zerrieb Robert eine erwachsene Spinne und stellte sich daraus einen im ganzen 10 Kubikzentimeter betragen-

Menschen schädlich werden kann. Deshalb sollte man besonders Kinder warnen, die Kreuzspinnen anzufassen, zumal die Kieferklauen durch die zartere Haut leichter eindringen; die Kinder könnten die Tiere auch in das Gesicht und an den Mund bringen, wo die Vorbedingungen für die Giftwirkung des Bisses noch ungleich günstiger wären.

Mit der Kreuzspinne ist das Sündenregister unserer einheimischen Giftspinnen noch nicht erschöpft. Es muß noch eine, freilich ungleich seltenere, anderthalb Zentimeter große, gelblichbraune Spinnenart, der „Dornfinger“ oder „Stacheltafer“, erwähnt werden, die man im Odenwald und im Rheingau gefunden hat; ihr Biß kann zwar keine gefährlichen, aber immerhin unangenehmen Folgen nach sich ziehen. Das Gift dieser Spinne vermag kleinere Insekten auf der Stelle zu töten; beim Menschen ruft der Biß des Dornfingers heftigen, brennenden Schmerz hervor, der sich, wenn der Biß in den Finger erfolgt, blitzschnell auch über den Arm, die Achselhöhle und die Brust verbreitet und gewöhnlich am nächsten Tage wieder verschwunden ist, sich aber manchmal noch tagelang als Juckreiz weiter erhält. Schließlich mag noch an die jedem Aquarienfrend bekannte Wasser Spinne erinnert werden, deren Biß etwa die gleichen Folgen verursacht wie der Stich einer Biene.

Man sieht, daß auch von unsern einheimischen Spinnenarten einige durchaus als „giftig“ bezeichnet werden müssen, und daß besonders der Biß der überall häufigen Kreuzspinne unter geeigneten Umständen, zumal wenn er in der Nähe eines großen Blutgefäßes erfolgt, recht unangenehme Folgen nach sich ziehen kann. Machen dabei schmerzhaft e Rötung und Schwellung eine Behandlung der Bißstelle nötig, so wird man die Beschwerden am wirksamsten durch Umschläge mit einer im Verhältnis 1 : 1000 hergestellten wässerigen Lösung von übermangansaurem Kali bekämpfen, denn dieses Mittel zerstört durch seine oxydierende Wirkung rasch das Spinnengift.





Die Wasserspinne und ihr Nest, das kunstvoll aus Luftbläschen,
über die sich eine Hülle aus Spinnenfäden spannt, in mühseliger
Arbeit aufgebaut wird.

Beamtenabbau

Ein wahres Geschichtchen aus Österreich

Von S. Droste-Hülshoff

Illustriert von Roland Niederbühl

Als die große Kaiserin Maria Theresia die Regierung antrat, befanden sich die Finanzen ihrer österreichischen Erblande in einer derart betrüblichen Verfassung, daß sie sich schleunigst genötigt sah, auf den verschiedensten Gebieten ausgiebige Sparmaßnahmen zu ergreifen. Unter den zahlreichen „Notverordnungen“, die sie damals erließ, befand sich auch eine des Inhalts, für die Staatskanzleien in Wien keinerlei neue Einrichtungsgegenstände anzuschaffen, sondern das „Meublement“ durch die ausgerangierten Möbel aus der Hofburg und anderen kaiserlichen Schlössern zu ergänzen. Dieser Befehl wurde fast ein Jahrhundert lang getreulich befolgt; auf diese Art sind die Kanzleien der höheren Beamten in Wien zu einem Mobilier gekommen, das sich durchaus von dem der Büros in andern Ländern unterscheidet und von jeher den Neid und das Entzücken aller Antiquitätenhändler und Altertumskenner erregte. Auch die Kanzlei im k. und k. Hoftheater auf dem Ballhausplatz, in welcher der für die technischen und wirtschaftlichen Belange des Theaters zuständige Hofrat residierte, wies eine solche jedem Museum zur Ehre gereichende Einrichtung aus den Tagen Josephs II. auf. Das einzig Stilwidrige in dem prachtvoll sillechten Raume war eigentlich nur der Herr Hofrat Pospischil selbst, der — es war an einem schönen Herbsttage des Jahres 1882 — einen dunkeln Rock und Pepitahosen aus kleinkariertem Stoff trug. Dazu rauchte der Herr Hofrat eine Zigarette nach der andern und dachte angestrengt nach. Denn vor beinahe einem Jahre war das schreckliche Unglück des Ringtheaterbrandes passiert, und nun war man sich höheren Orts endlich darüber einig geworden, daß etwas geschehen müsse, um dem theaterbesuchenden Publikum



größtmögliche Sicherheit zu bieten. Hofrat Pospischil überlegte also die eventuell zu treffenden Anordnungen und tat dies sehr gründlich und eingehend. Blaue Rauchwolken erfüllten in

dichten Schwaden die Kanzlei, und die Stunde, um die der Herr Hofrat gewöhnlich zum abendlichen Kartenspiel ins Kaffeehaus zu gehen pflegte, war längst verstrichen, als er endlich seinen Sekretär herbeibeordnete und erklärte: „Absdann, Stöckl, passen S' auf! Das, was von weg'n der Feuerficherung neu angeordnet word'n is, das hab i Ihnen neulich eh schon g'sagt. Aber wir brauchen an Rauchfangkehrer auch no — für den Fall nämli, daß an die Öfen plötzlich irgendwas in Unordnung wär. Der Rauchfangkehrer also wird dem Feuerwehrmann unterstellt, hat jeden Abend während der Vorstellung da z' sein und kriegt dafür an Gulden! Verstand'n?“

So wurde der junge Kaminkehrermeister Johann Haselbrunner k. u. k. Hoftheaterrauchfangkehrer und stand allabendlich im vollen Schmuck seiner Amtstracht samt Besen, Zylinder und Leiter an dem ihm angewiesenen Platz hinter den Kulissen. Keineswegs zum Entzücken der kleinen Ballettmädeln und der hübschen Choristinnen und Statistinnen, die oft genug entsezt aufkreischten, wenn ihre duftigen Glitterröckchen seiner gefährlichen Schwärze zu nahe kamen, oder wenn er, der ein lustiger junger Kerl war, spafeshalber gar versuchte, die eine oder andere mit den rußigen Fingern unter dem Kinn zu kitzeln. Alle Proteste gegen die schwarze Gefahr nützten aber nichts; erst als etliche Jahre später eine am Hoftheater gastierende berühmte Schauspielerin in den dunkeln Kulissen mit dem Kaminkehrer zusammenrannte, darob Schreikrämpfe und Ohnmachtsanfälle bekam und einen richtiggehenden Theaterkandal verursachte, befahl der Hofrat Pospischil, daß der Rauchfangkehrer von nun an in gewaschenem Zustande anzutreten habe. Das paßte aber dem Haselbrunner gar nicht. Er marschierte geradewegs in die Kanzlei des Hofrates, pflanzte sich dort in seiner ganzen Schwärze vor dem dünnbeinigen Louis-XVI.-Schreibtisch auf und sprach: „G'hursamster Diener, Herr Hofrat, 'tschuldigen S' scho — oba dös mit dem Wosch'n, dös is halt a so a G'schicht! Schaun S', da muß i alli Tag früher Feierab'nd machan und z'erscht ham in mei Bauhnung, muß mi vurher wosch'n und anderne Klader anzieh'n, vur i ins Theater geh —



wos i do Zeit brauch! Dös is für mi a Badianstentgang, net woahr, Herr Hofrat — und wann i also als a G'woschener kummen sollt, alstern tät i halt — 'tschuldig'n S' scho — g'hursamst um a klane Aufbesserung bitt'n!"

„Alsdann, is recht! Kriegen S' halt von morgen ab zwa Gulden!“ bestimmte der Herr Hofrat gnädig, denn damals waren noch jene schönen Zeiten, wo die Defizite der Wiener Theater stillschweigend aus der kaiserlichen Schatulle bezahlt zu werden pflegten.

Von nun an bezog der Rauchfangkehrer Haselbrunner seinen Posten täglich frisch gewaschen und im feinsten Sonntagstaat, und als man nach einigen Jahren das Hoftheater nach einem prächtigen Neubau verlegte, zog der k. u. k. Hoftheaterrauchfangkehrer natürlich mit. Gelegenheit, sein Amt auszuüben, fand er auch hier nur äußerst selten, und als man kurz vor dem

Kriege das Theater mit Zentralheizung verfab, überhaupt nicht mehr. Aber niemandem fiel es ein, den mit Inbetriebnahme der Zentralheizung entbehrlich gewordenen Kaminlehrer zu entlassen, und Haselbrunner hatte seinerseits keinen Grund, die Theatergewaltigen auf sich aufmerksam zu machen.

Er überdauerte ein Duzend oder noch mehr Direktoren und Intendanten, den Krieg, den Umsturz, den Beamtenabbau und die allgemeine Krise, ließ sich seine Bezüge zuerst in vier Kronen und später in acht Schillinge umwerten, saß, immer älter und grauköpfiger werdend, allabendlich auf seinem angestammten Platz und verbrachte im übrigen, da er seine Kaminlehrertätigkeit längst aufgegeben hatte, den größten Teil seiner Zeit in einem kleinen Kaffeehaus am Alfergrund. Als im Jahre 1931 die staatlichen Kassen Österreichs wieder einmal in derartiger Leere gähnten, daß man kaum wußte, wo man zuerst mit dem Sparen anfangen sollte, wurde auch für das ehemalige k. u. k. Theater ein eigener Sparkommissar ernannt. Dieser kam eines Abends gerade dazu, als sich der Haselbrunner seine acht Schillinge auszahlen ließ und fragte ihn, wer er denn sei. „I bin da Rauchfanglehrer!“ antwortete der Haselbrunner kurz und verschwand. Doch der Sparkommissar forschte der Sache weiter nach und erfuhr zu seinem Erstaunen, daß zwar alle im Theater den alten Haselbrunner schon seit ewigen Zeiten gut kannten, daß aber kein Mensch eine Ahnung hatte, was der Mann eigentlich tat und wofür er allabendlich seine acht Schillinge empfing. Auf Grund alter Papiere stellte sich schließlich heraus, daß man vor Jahren die Absicht gehabt hatte, den überflüssigen Rauchfanglehrer seines Amtes zu entheben, daß dann aber im Drang der Geschäfte die Sache völlig vergessen worden war.

Am nächsten Ersten war der Haselbrunner abgebaut, saß in einem Heurigenarten in Sievering draußen und schimpfte drauflos: „Da hört si do scho alls auf! Im nächst'n Jahr hätt i mei fünfzigjährig's Jubiläum als Theaterrauchfanglehrer feiern können — muas da so a neidiga Kerl, so a Rudldrucker daherkommen und mi abbau'n! Alba i sog's ja allaweil, 's is nix mehr mit Österreich, gar nix is mehr!“

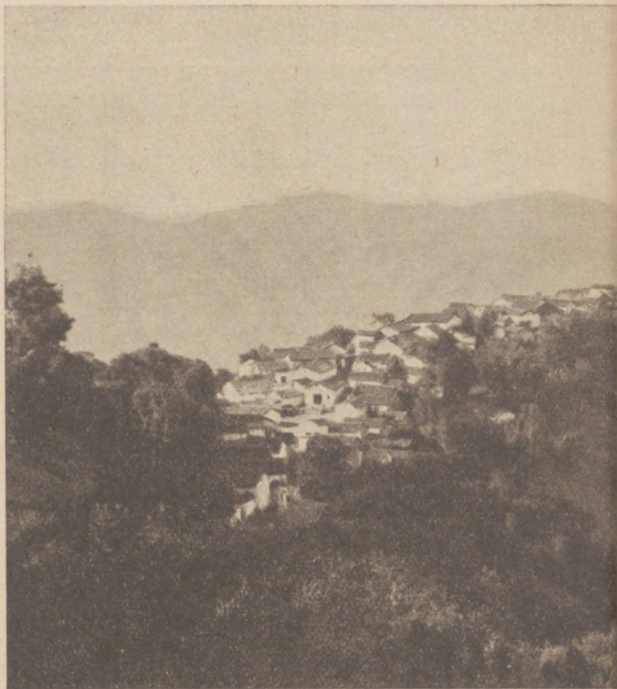
DAS TAFILET

Von Fritz Ohle / Mit 7 Abbildungen

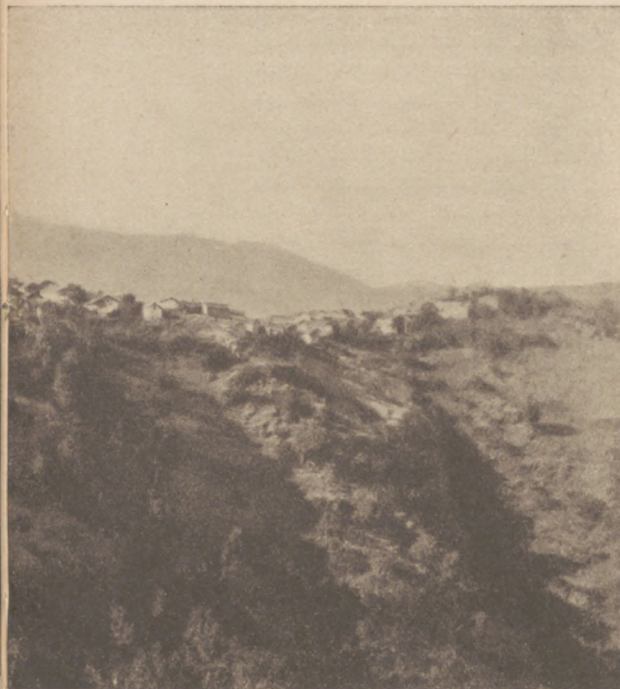
Vor kurzem ging von Rabat aus durch die gesamte Presse der Welt die Meldung von einem in der Geschichte der Marokkoeroberung wichtigen Ereignis: „Das Tafilet ist am 16. Januar besetzt worden. Der erste Abschnitt des Unternehmens, das die Einkreisung dieser wichtigen Oase umfaßte, ist mit einem Überraschungstreich ohne Zwischenfälle durchgeführt worden.“ So hieß es in der Meldung des französischen Ministeriums des Äußern.

Das war eine selbst für die Franzosen überraschende Nachricht. Denn seit mehr als zehn Jahren kämpften die französischen Truppen gegen die wilden, haßerfüllten Stämme des Tafilet, ohne bisher nichts als blutige Niederlagen erlitten zu haben. Der Scheich Belgassem ben Gasi, der Führer der Tafilet, der seine Kenntnisse der modernen Kriegskunst während seiner Dienstzeit im marokkanischen Heere und während der letzten Jahre durch seinen wiederholten Aufenthalt in England erworben, hatte auf den steilen Höhen des wilden Berglandes, das den außerordentlich fruchtbaren Oasen im Norden vorgelagert ist, eine Anzahl mächtiger Steinburgen errichtet, die, teils tief in die Felsen hineingehauen, mit Minenwerfern und Maschinengewehren versehen, besten Schutz gegen Kanonen und Bombenwürfe der Feinde boten. Waffen und Munition waren dem Scheich ben Gasi von der Seeseite her von den Engländern geliefert worden. In diesen starken Stellungen verteidigte er in jahrelangem zähem Kampfe, wie einstmals Abd-el-Krim in den Bergen des Rif, sein Heimatland gegen die Angriffe der Franzosen, die unter keinen Umständen auf dies reichste und fruchtbarste Gebiet Marokkos verzichten wollten, weil von hier aus alle noch nicht unterworfenen südmarokkanischen Eingeborenenstämme mit Nachrichten und Weisungen versehen und mit Nahrungsmitteln und Waffen versorgt wurden. Viel, sehr viel

Die
Ortschaft
Si Kabari
im nord-
afrikani-
schen
Tafilet.



Blut von Fremdenlegionären ist in den erbitterten Kämpfen mit diesen Atlasberbern getossen, und wie fast alle Eroberungen in Nordafrika, verdankt Frankreich auch diesen größten Kolonialsieg, den es seit dem Weltkriege in Afrika errungen hat, letzten Endes nur der Tapferkeit und Aufopferung der deutschen Fremdenlegionäre, die seit Jahren gerade hier mit brutalster Rücksichtslosigkeit eingesetzt und dazu verwandt wurden, in mühseligster Sklavenarbeit Schritt für Schritt den strategischen Straßenbau durch das öde Atlasgebirge und durch die wasserlose, sonnedurchglühte Wüste in das Gebiet des Tafilet vorzutreiben, wodurch erst die Heranschaffung der auf Automobilen



Hier ist
die Resi-
denz des
Scheichs-
ben Gafi.

montierten Geschütze möglich gemacht wurde. Mit der Eroberung des Tafiletgebietes kann Frankreich seinen Feldzug gegen Marokko, seine „friedliche Durchdringung“, in der Hauptsache als beendet ansehen. Die bisher nicht unterworfenen Stämme im Süden Marokkos haben damit tatsächlich ihren letzten und stärksten Stützpunkt verloren und sind, falls es ihnen nicht gelingt, sich weiter nach Süden, in die Oasen der Sahara hinein, zurückzuziehen, den Franzosen auf Tod und Leben ausgeliefert.

Seit vielen Jahren lagen die Franzosen mit den Tafilet in erbittertstem Kampfe. Und wahrlich, sie waren keine zu verzachtenden Gegner, nicht so weich und schlaff wie die unter-

jochten Araber in Algier. Es sind meist schöne Leute, groß, schlank, von muskulösem Gliederbau, mit eigenartigen, bronzefarbenen, klugen Gesichtern. Ich habe die finstern Gestalten gesehen, wenn sie auf ihren schnellen Meharis hinausritten in die Wüste, um ihre Raubzüge zu unternehmen. Sie trugen dann einen weiten blauen Beduinenmantel und auf den kahlgeschorenen Köpfen den sogenannten Dakka, einen aus harten Kamelhaaren gefertigten runden Helm ohne Rand, der die Form einer Melone hat. Die Misa, ein dichtes Tuch, verhüllte die



Als die Franzosen das Tafilet besetzten: So sah die Residenz eines Führers nach einem französischen Liegerangriff aus.



Befestigungswerke im Tafiletgebiet.

untere Gesichtshälfte, so daß zwischen dem Dakka und der Misa nur ein schmaler Streifen für die Augen freibleib. So durchschweiften sie, mit den langen Beduinenflinten und den kurzen graden Schwertern bewaffnet, in Trupps bis zu fünfzig Mann die nordwestliche Sahara und die Täler des Hohen Atlas, nach Karawanen ausspähend, um sie zu berauben. Ich habe sie gesehen, wenn sie, mit reicher Beute beladen, zurückkehrten. Ich war Zeuge, wie sie ihre Gefangenen gemartert und getötet haben. Den Gefangenen war meist eine grausame Todesart zgedacht. Im Gebiet des Tafilet und in vielen Gegenden im Süden Marokkos gibt es eine große Ameisenart, die förmliche Burgen von einem Meter Höhe und drei Meter Durchmesser baut. In der dünnen Wüstenluft von weitem gesehen, machen diese in grellem Sonnenlicht liegenden

schwarzen Ameisenheerden fast den Eindruck von Hottentottenkriegen. Die dickleibigen braunen Ameisen erreichen eine Größe von etwa fünfzehn Millimeter und sind mit vier Millimeter langen scharfen Fangzangen ausgerüstet. Mit Vorliebe werfen die Tafiletkrieger ihre in den Beutezügen und in den Kämpfen gegen die Franzosen gemachten Gefangenen in diese großen Ameisenhaufen. Die an Armen und Füßen gefesselten Unglücklichen, deren Schmerzensschreie unheimlich durch die Wüsten nacht hallten, wurden bei lebendigem Leibe von den wütenden Insekten aufgefressen. Mancher deutsche Legionär hat diesen schaudervollen Tod erlitten. Während ich mich dort befand, hielt der Scheich ben Gasi in früheren Kämpfen mit den Franzosen gefangene deutsche Fremdenlegionäre, durchweg geschickte Handwerker, die an dem Ausbau seiner Bergfestungen arbeiten mußten. Ich hatte Gelegenheit, mit einigen dieser Leute zu sprechen. Sie waren buchstäblich in Lumpen gehüllt und machten einen erbarmungswürdigen Eindruck; sie alle beklagten sich bitter über den schweren Arbeitsdienst und die harte Behandlung, die sie bereits jahrelang ertragen hatten, so daß sie sich, wie auch ich, aus dem barbarischen Lande hinwegsehnten. Mehrere dieser Legionäre, die bei einem Fluchtversuch wieder eingefangen wurden, hatte man zur Strafe in die schrecklichen Ameisenhaufen geworfen. Die Tafilet töten nach einem Kriegszug alle Gefangenen. Erbarmen, namentlich mit einem Europäer, kennen sie nicht.

Die Bewohner des Tafilet gehören der großen Völkergruppe der Tuareg an und sind Mohammedaner, haben aber in Wirklichkeit so gut wie gar keine Religion. Ich habe keinerlei religiöse Handlungen und Feste bei ihnen beobachtet. Sie leben in Vielweiberei. Die meisten Nebenfrauen sind Sudannegerinnen, deren Kinder gleichberechtigt mit den Kindern der echten Berberinnen sind. Die Männer führen ein ungebundenes Herren- und Räuberleben und halten auch die geringste Tätigkeit außer Raub und Mord für unter ihrer Würde. Fleißig und arbeitsam allein sind die Frauen. Sinn und Gefühl für Musik aber fehlt ihnen allen. Gesang habe ich bei ihnen nicht gehört und Tänze außer Kriegs-



Das Ende des freien Tafilet: Eingeborene vor der Waffenübergabe.

tänze, die mit wildem Geschrei begleitet wurden, auch bei ihren schönen Frauen nicht gesehen. Die Sprache der Tafiletbewohner ist ein schwerverständliches Gemisch von Berberisch und Arabisch.

Das Tafiletgebiet erstreckt sich über das schroffe Bergland der südlichen Abhänge des Hohen Atlas in einer Ostwestbreite von annähernd hundert Kilometer und verläuft nach Süden hin unbegrenzt in die Sahara hinein. Das Land ist von einer kriegerischen, kraftvollen Bevölkerung ziemlich dicht bewohnt, die sich in zahlreichen, vielfach von paradiesisch-schönen Palmenwäldern umgebenen Dörfern in den beiden sehr fruchtbaren Flußtälern des Wed Cheris und des Wed Siß zusammendrängt und sich hier von Viehzucht und Ackerbau ernährt, oftmals aber auch, wie ich sagte, noch auf Verraubung der Karawanen ausgeht, die reich beladen und meist schlecht geschützt aus Marokko oder dem Sudan kommen. Die Zahl der Bewohner kann man immerhin auf hunderttausend schätzen. Das Tafilet besteht eigentlich nur aus den zwei großen Däsen in den beiden oben erwähnten Flußtälern. Die Bewohner dieser Däsen sind seit Jahrhunderten feßhafte Berber, aber ohne Kultur, stark mit Sudanernegern untermischt. Die Neger genießen hier fast dieselben Rechte und Freiheiten wie die Tafiletbewohner selbst, mit denen sie auf Raub und Mord ausgehen und die Beute teilen.

Auf meinem Expeditionszuge nach dem Tuat kam ich in das Gebiet der Tafilet und wurde hier gegen meinen Willen fast drei Monate lang festgehalten, bis Scheich ben Gasi, heute ein Mann von über siebenzig Jahren, der mich übrigens mit Höflichkeit behandelte, sich überzeugt hatte, daß ich kein Spion der Franzosen

Der Scheich des Tafilet nebst Gefolge auf dem Markt von Si Kabari.

war und daß meine Forschungsreise nur wissenschaftlichen Zwecken diene. Doch durfte ich niemals weit über die Grenzen des Dorfes hinausgehen, in dem ich während meiner Gefangenschaft wohnte. Dies Dorf zählt etwa hundertzwanzig aus getrockneten Tonziegeln erbaute Hütten, in denen ungefähr achthundert Menschen wohnen. Dort war man eigentlich nie sehr freundlich gegen mich. Ich war manchen Unannehmlichkeiten ausgesetzt und meines Lebens nicht sicher, wenn ich mich sehen ließ. Jeder meiner Schritte wurde argwöhnisch beobachtet, und ich war froh, als ich das ungasliche Land verlassen konnte. Auf Grund meiner Erfahrungen halte ich die Bewohner des





Das Dorf, in dem der Verfasser unseres Aufsatzes drei Monate wider seinen Willen festgehalten wurde.

Tafilet für das unangenehmste und frechste Volk, das ich in der Sahara angetroffen habe, es ist eine hinterlistige und mordgierige Bande. Ich habe daher keine besonders freundschaftlichen und dankbaren Gefühle bei meinem Abschied von dort mitgenommen und gönne ihnen fast die jetzt erlittene Niederlage. Trotz seines verhältnismäßig bedeutenden Wohlstandes und reichlichen Wasservorrats lebt dies Volk in undenkbarem Schmutz; an keinem Orte der Sahara habe ich so viele Läuse gehabt und so viel Aussatzkranke gefunden wie hier. In den Flußtälern reiht sich Dorf an Dorf. Um jedes Dorf herum liegen Mais-, Melonen- und Gerstenfelder, während sich an dem Flußlauf wunderbare Dattelpalmenwälder entlangziehen, die von weiten Olivenhainen unterbrochen werden. Argannuß-, Drangen- und Brotbäume, Gummi- und Maulbeerbäume, Tabakpflanzen, Sissalstauden, Tamarisken in mehreren Arten, Korkeichen, prächtig blühende Oleander und Kakteen von riesenhafter Größe, fast undurchdringliche Mimosenhecken, deren weiße Blüten in den weichen Tropen-

nächten einen fast betäubenden süßen Duft ausströmen, finden sich in der Dase im Überfluß. Die Seidenraupenzucht wird sehr gepflegt. Die Mais- und Sorghumfelder liefern einen reichen Ertrag. Aus dem Maismehl bereitet man ein gutes Brot. Das Sorghum bildet neben reichlichem Fleischgenuß, ähnlich wie den Chinesen der Reis, die Hauptnahrung. Man versteht auch aus der Sorghumhirse ein vorzügliches Bier zu brauen, und aus gegorener Kamelmilch bereitet man einen sehr guten starken



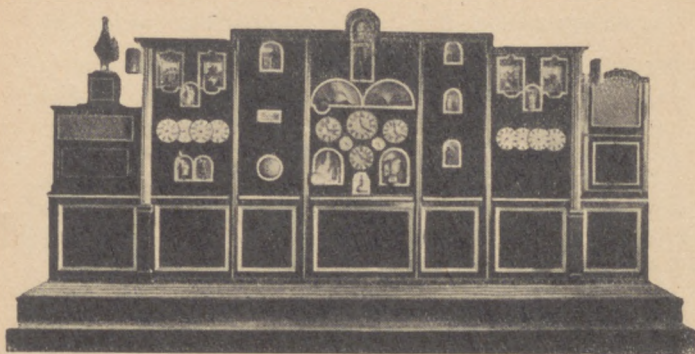
Die Bewohner des Tafilet liefern ihre Waffen an die Franzosen zur Zerstörung ab wie Deutschland nach dem Friedensvertrag von Versailles.

Schnaps. Außerdem gibt es Palmenwein in großer Menge. Die Folge hiervon ist, daß in diesem fast paradisischen Lande alle Bewohner, Männer und Frauen, jung und alt, stark dem Trunke verfallen sind und daß es hier unverhältnismäßig viel Idioten gibt. Am frühen Morgen schon habe ich sogar kleine Kinder betrunken vor den Hütten liegen sehen.

Die Leppiche, die von den Frauen heute noch auf den schon vor Jahrhunderten gebräuchlichen primitiven Webböcken angefertigt werden, zeigen eigenartige, in den glühendsten Farben leuchtende, wunderbare schöne Muster und sind aus den hellen, langen weichen Haaren hergestellt, die dem Mehari unter dem Bauch wachsen. In den Atlasbergen findet man einen sehr feinen, gelben Ton. Daher steht die Tonindustrie, die wie die Seidenraupenzucht und Seidenweberei auch von den Frauen ausgeübt wird, in hoher Blüte. Die hübschen und manchmal recht kunstvollen Gefäße aller Art sowie die langstieligen Tabakpfeifen werden bei den Stämmen der Wüste abgesetzt.

Die einzigen, die bisher das Tafiletgebiet unbehindert durchziehen konnten, waren die bei den Frauen sehr beliebten jüdisch-marokkanischen Händler, die ihnen Schmucksachen und sonstige Gebrauchsgegenstände brachten, gegen gute Bezahlung die Erzeugnisse des Landes aufkauften und damit einen sehr schwungvollen Handel durch ganz Marokko trieben. Diese Händler waren auch die Vermittler, deren sich die Engländer für ihren Waffenschmuggel in das Tafilet bedienten. Gekauft wurde nur gegen Zahlung mit amerikanischen Dollars oder spanischen Peseten. Mit französischen Franken war kein Geschäft zu machen.

Das ist das Tafilet, von dem jetzt so viel geredet wurde. Eine verschwenderische Natur wirft den Menschen hier alles in den Schoß, was sie zum Leben brauchen. Mit einem Worte gesagt: ein gesegnetes, ein sehr reiches Land, nach dem es die Franzosen wohl gelüsten konnte. Die endgültige Eroberung dieses Landes ist ihnen nicht leicht geworden. Jeder Fußbreit des Bodens mußte mit viel Blut, leider auch mit viel deutschem Blut errungen werden, bevor die Niederwerfung dieses unbändigsten Volkes des Atlasgebirges gelang — ob sie endgültig ist, wird die Zukunft lehren.



Ein Wunder der Technik: Die in mühseliger, sechsjähriger Arbeit hergestellte Kunstuhr des Pfälzer Bauernsohnes Joseph Kreß.

Der Hahn hat gekräht

Von einem stillen Helden und seinem Werk

Erzählt von Marg. Graf / Mit 1 Abbildung

In einem bescheidenen Wäldlerdorf der Steinpfalz wuchs zwischen kargen Äckern und dunkeln Wäldern um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der Bauernsohn Joseph Kreß heran.

Schon als Knabe war er weder so ausgelassen noch so verspielt, wie Kinder gemeinhin zu sein pflegen. Mit den Jahren zeigte sich mehr und mehr ein fieberhafter Drang zu basteln und zu „erfinden“. Waren es zunächst Paternosterwerke und ähnliche harmlose Spielereien, an denen des Knaben Kunstfertigkeit sich erprobt hatte, so trug der Reisende sich bald mit ernsthafteren Gedanken. Was er in der Werkstatt eines Mechanikers zu erlernen vermag, dünkt ihn lächerlich gering im Vergleich zu seinen hochgespannten Wünschen. Denn dieser Joseph Kreß will sich durchaus nicht damit begnügen, wie sein Ahn und Urahn dem herben Boden spärliche Frucht abzuringen und in den Feierstunden etwa

geduldig das Werkzeug auszubessern, nein, einem inneren Zwange gehorchend, plant er nichts Geringeres, als die größte und schwierigste Kunstuhr aller Zeiten zu bauen.

Kaum ist er mündig und im Besitz seines mütterlichen Erbes, so beginnt er, den abenteuerlichen Plan in die Tat umzusetzen. Um ungestört schaffen zu können, läßt er sich einmauern und dient nun volle sechs Jahre lang Tag um Tag — und Gott weiß wie viele Nächte — unermüdlich seiner Idee.

Sein Bruder Johann Baptist Krefß ist der einzige, zu dem er während dieser Zeit spricht, der einzige auch, der unerschütterlich an ihn glaubt und ihn treulich mit dem Notwendigsten für Arbeit und Leben versorgt. Und als das Erbe des Joseph verwirtschaftet ist, legt Johann Baptist vertrauensvoll das seinige in die Hände des wunderlichen Uhrmachers. Aber schließlich ist auch dies bescheidene Kapital aufgezehrt, das Werk droht zu stocken; Joseph Krefß gerät in Verzweiflung. Und wiederum ist es sein Bruder, der im ganzen Dorf beliebte und angesehene Johann Baptist, dem es gelingt, noch einmal von Fremden die nötige Summe aufzutreiben, obwohl die ganze Verwandtschaft sich entrüstet von dem „unnützen Narren“ los sagt.

Und siehe, am Ende des sechsten Jahres ist das unmöglich Scheinende Wirklichkeit geworden: die Wunderuhr, ein unerhörtes Meisterwerk menschlichen Geistes, eine Großtat menschlicher Willenskraft, läuft!

Drei Meter hoch und fünf Meter breit, nimmt sie beinahe den kahlen, kargen Arbeitsraum völlig ein. Vierhundertsechzig Räder und Rädchen greifen mit äußerster Präzision ineinander und ermöglichen das geheimnisvolle Leben der vierzehn Zifferblätter, von denen vier die Tageszeit in den größten Städten Deutschlands, Österreichs und Frankreichs angeben, während vier andere die Jahreszeit und vier weitere die Schaltjahre verkünden. Fünfzig Figuren laufen, von unsichtbarer Macht regiert, ihren vorgeschriebenen Weg; unter ihnen Kind und Jüngling, Mann und Greis, Genius und Tod. Ein Glöckner läutet die Betglocke jeweils zur nämlichen Stunde, in der auch in den Kirchen der Menschen das Ave-Läuten anhebt. Dann sinkt der Greis betend

in die Knie, seines nahen Todes eingedenk, während der Genius mit segnend erhobenen Händen die drei aufrechten Lebensalter schirmt. Wenn das Betglöcklein verflungen ist, hebt eine wundersame fromme Weise zu tönen an, nach einer kurzen Weile von einem fröhlichen Volkslied abgelöst.

Zwei Jahrtausende begegnen sich, von kühner Hand harmonisch verschmolzen, in dem Bilderwerk dieser Uhr; denn auch die sieben heidnischen Gottheiten zeigen sich, und zwar im Wechsel der Wochentage. Damit es nicht an Ergötzlichem für den Landmann fehle, spazieren die vier Jahreszeiten, als Blumen streuender Jüngling, Garben bindende Schnitterin, Trauben lesender Winzer und dick verummter Herr im Pelz gekleidet, einher. Daneben kreisen die zwölf Himmelszeichen in Tiergestalt.

Aber das ist noch lange nicht alles: in Joseph Kreß' märchenhafter Schöpfungswelt dreht sich eine Weltkugel in vierundzwanzig Stunden einmal um ihre eigene Achse, geht gemäß der astronomischen Zeit die Sonne täglich auf und unter. Der Mond läuft seine Bahn in veränderlicher Gestalt, die Sterne erstrahlen bei Sonnenuntergang und verblassen wieder, wenn das Tagesgestirn heraufsteigt.

Allwöchentlich zieht das Leiden Christi in vierundzwanzig Stationen vorüber, und elf Apostel ehren mit feierlichen Vereinigungen ihren Herrn und Meister. Nur Judas im scharlachroten Mantel stelzt hochmütig vorüber, ohne das Haupt zu beugen.

Und endlich ist da noch ein bunter Hahn, so kunstvoll nach der Natur gebildet, daß man jeden Augenblick zu sehen vermeint, wie er sich hoffärtig spreizt und die Flügel hebt. Ja, man glaubt förmlich sein triumphierendes „Kikeriki!“ zu hören.

Aber gerade das ist es, was dem Joseph Kreß zuletzt noch bitter zu schaffen machte. Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, daß dieser Hahn seine Stimme jedesmal beim Vorüberschreiten des wankelmütigen Petrus ertönen lassen sollte.

Viele Wochen lang tastet die blasse, abgezehrte Hand ruhelos das widerspenstige Räderwerk ab, fiebern die rotumrandeten Augen verlangend dem großen Augenblick letzten Gelingens entgegen.

In dieser Zeit sagt der getreue Johann Baptist nicht „Guten Morgen, Joseph!“ oder „Wünsch' dir gute Ruh', Bruder!“, sondern nur: „Hat der Hahn schon gekräht?“

Eines Morgens endlich, es ist ein gottgesegnet schöner Tag voll Sonnenschein und Vogelsang, da flüstert Joseph Krefß dem Bruder zu, als der ihm die Morgensuppe zureicht: „Johann, jetzt muß er krähen! Johann, brich die Tür auf!“ Ein Gelöbniß ist erfüllt, Mauersteine brechen, Kalk stäubt, die Morgensonne flutet wundermächtig in den Raum.

Joseph Krefß hat die Hand am Hebel. Und jetzt — — — „Kikeriki!“ „Kikeriki!“ „Kikeriki!“

„Der Hahn hat gekräht! Johann, Johann! Der Hahn hat gekräht!“ schreit Joseph Krefß wie von Sinnen.

Und von Sinnen, ja, das ist er. — Einen armen Irren muß man anderntags auf rumpelndem Bauernwägelchen nach der Kreisstadt schaffen. Was entbehrungsvolle Tage und schlaflose Nächte nicht vermocht haben, das Übermaß der Freude hat es zuwege gebracht.

Eineinhalb Jahr lang baut fremder Wille aufs neue kahle Mauern um ihn.

Inzwischen hängen die Gläubiger um das geliehene Geld; die enttäuschte Verwandtschaft schürt herz- und gewissenlos, bis Angst sich in Wut verwandelt. Als Joseph Krefß endlich geheilt in die Heimat entlassen wird, überfallen den kaum Genesenden eines Nachts sechs Bauernkerle heimtückisch und verstümmeln, um ihrer Rache Genüge zu tun, den geschwächten Körper auf das grausamste.

Troßdem betreut später der sieche, einarmige Joseph Krefß noch ein halbes Jahr lang sein Werk tapfer und gewissenhaft, heimlichen Glückes voll. Aber dann zerbricht dieser armselige Leib für immer.

Johann Baptist nimmt sich des Erbes treulich an und führt die Wunderuhr durch alle deutschen Städte, dreißig Jahre lang, bis zu seinem Ende.

Von da ab gerät sie jedoch rasch in Vergessenheit. Auf alten Kornspeichern, in wettergefährdeten Scheunen führt die einst

vielgepriesene Stolze ein jämmerliches Dasein. Verachtet, verzessen — nur von spielenden Kindern, balgenden Wildkaten, brütenden Schwalben und hungrigen Mäusen zuweilen besucht. Bis sie ein glücklicher Zufall, abermals ein Menschenalter später, für ein Trinkgeld in die Hand eines Verständigen, Ehrfurchtsvollen spielt.

Mit unsäglicher Mühe wird gebessert und geflickt, gepußt, geölt und lackiert. Es ist ein großer Augenblick, als endlich die Zeiger wieder anfangen zu wandern, die Figuren sich zu bewegen. Joseph Krefß hätte seine helle Freude daran gehabt!

Aber die Ungunst der Zeit zwingt auch den neuen Besitzer sehr bald, sich von dem Wunderwerk zu trennen. Vor etlichen Jahren noch geleitete er sie durch manche laute Stadt, durch manches stille Städtlein, seinen Volksgenossen zur Augenweide, dem toten Joseph Krefß zum Preis.

Wo sie heute sein mag? Dem Vernehmen nach abgewandert zu einem reicheren und glücklicheren Volk. Möge sie dort für das Land ihres Ursprungs zeugen von seltener Geschicklichkeit und hohem Opfermut, ein tönender Beweis des alten Wortes: „Deutsch sein, heißt eine Sache um ihrer selbst willen tun.“

Von der Beharrlichkeit

*Vorwärts sehen, vorwärts streben,
keinen Raum der Schwäche geben!*



*Ausdauer lerne paaren mit Fleiß zu jeder Frist,
daß du in spät'sten Jahren noch schaffensfreudig bist.*



*Redliches Streben, treue, unverdrossene, ausharrende Arbeit
und frisches, fröhliches Gottvertrauen führen sicher zu einem guten Ziel.*



*Rastlos vorwärts mußt du streben,
nie ermüdet stille stehn,
willst du die Vollendung sehn.*



TODES- SPRÜNGE

Von A. H. Kober

Mit 3 Illustrationen

Die berühmte deutsche Trapezkünstlerin Lillian Weigel bei Vorführung der Figur, bei der sie tödlich verunglückte. D. P. 3.

Vom Kardinal Richelieu, dem berühmten französischen Staatsmanne, erzählt die Überlieferung, daß er sich zuweilen von seiner Schreibtischarbeit durch einige Sprünge erholt habe. Der Kardinal als Sprungkünstler ist für uns

eine etwas seltsame Vorstellung, aber am französischen Hofe gab es eine Tradition des Kunstspringens; hatte sich doch 1599 König Heinrich IX. von seinem italienischen Turnlehrer Luccaro ein „Lehrbuch des Salto mortale“ schreiben lassen. Dieses äußerst seltene Buch ist die älteste, uns bisher bekannte Anleitung zur Ausführung des schwierigsten aller Sprünge, nämlich des Salto mortale, „Todessprunges“, bei dem sich der Ausführende mit gewaltigem Schwunge, zusammengeduckt, um seine eigene Achse wirbelt. Der Todesprung selbst aber ist uralte. Sicherlich kannten ihn schon die alten Griechen. So war ohne Zweifel jener bedauernswerte Jüngling Hippokleides ein Salto-mortale-Springer, von dem erzählt wird, er habe vor dem Vater seiner Angebeteten, einem Könige, einen tollen Tanz aufgeführt, bei dem er schließlich auf dem Kopfe stand; und der alte Herr sei darüber derart erschrocken, daß er seine Tochter diesem wilden Freier verweigerte. Aus dem zweiten Jahrhundert nach Christus stammt ein Bericht des Philostratos, in dem von einem überaus geschickten kindlichen Sprungkünstler die Rede ist: er schleuderte sich in die Luft

und drehte da oben einen Salto mortale um einen spitzen Pfeil, der gleichzeitig mit ihm abgeschossen wurde. Wenn man auch berücksichtigt, daß es dabei der Schütze in der Hand hatte, den Pfeil so abzuschießen, daß der Knabe nicht getroffen werden konnte, bleibt dessen Leistung doch erstaunlich genug. Wahrscheinlich benutzten die Artisten des Altertums auch schon Hilfsmittel, wie sie heute noch Springer gebrauchen, nämlich ein elastisches, straff gespanntes Sprungtuch und das Schleuderbrett, das heißt ein Wippbrett, von dem sich der Springer ab-schnellen läßt. So erklären sich altrömische Berichte von Springern, die „sich von einem Brettergerüst flüchtig gleich Vögeln in die Lüfte erhoben“. Heute gibt es Artisten, die mit Hilfe des Sprungtuches hintereinander, ohne einen Augenblick Pause, hundert Salto mortale drehen (zum Beispiel den Italiener Rasielli, den Engländer Ryan), und vom Schleuderbrett lassen sie sich mit so gewaltigem Schwunge hochwerfen, daß sie mit einem oder mehreren Salti bis auf die Schultern eines auf zwei Untermännern stehenden Partners kommen, zu vier Mann hoch also!

Im Mittelalter zogen durch Europa zahlreiche Gaukler, die sich „spanische“ oder „italienische Springer“ nannten. Ihre Produktionen wurden vielfach mit Tiernamen bezeichnet, so gab es Hasensprünge, Kakensprünge, Bärensprünge und so weiter, wie wir auch heute noch den Hechtsprung ausüben. In der Tat haben sich romanische Artisten bis auf den heutigen Tag als ausgezeichnete Vertreter der Salto-mortale-Kunst bewährt; so gibt es jetzt einen Spanier namens Bono, der mit kurzem Anlauf einen doppelten, noch dazu schiefen Salto mortale dreht, und der Italiener Vitali macht einen solchen „Todesprung“ aus dem Stande mit verschränkten Armen. Meister des sogenannten Bajonettsprunges, das heißt des Salto mortale über zwölf Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett, war der französische Clown Auréol um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts. Vor etwa zwanzig Jahren machten der Italiener Magrini und der Däne Mohr diesen Sprung über eine geschlossene Droschke hinweg.



Am Sprungseil.

NACH EINER AUFNAHME VON GERHARD GOEBEL.



Der Sprung.

NACH EINER AUFNAHME VON P. RASMUSSEN.

Dienstbare Geister

Frau Schmidt hat ein ausgesprochenes Pech mit den Hausangestellten. Neulich ist sie auf die Spur gekommen, daß ihre Sophie abends in der Schmidtschen Küche ein Stelldichein mit einem jungen Schlosser hatte, anstatt die Schmidtschen Socken zu stopfen. Natürlich hat sie der Sophie zum nächsten Ersten gekündigt.

Nun hat Frau Schmidt eine Anna als Hausmädchen, die vor ihrem Eintritt beteuern mußte, daß sie ohne Bräutigam sei.

Gestern abend kommt Frau Schmidt nach neun Uhr ganz unerwartet in die Küche und sieht einen jungen Mann in der anschließenden Vorratskammer versteckt.

„Aber, Anna“, ruft Frau Schmidt, „ich denke, Sie haben keinen Bräutigam?“

„Habe ich auch nicht“, antwortet Anna prompt.

„Lügen wollen Sie auch noch? Wo ich ihn doch dort in der Kammer in der Ecke stehen sehe!“

Anna schielt voll Harmlosigkeit nach der Kammer: „Frau Schmidt, das kann nur sein, daß er vom vorigen Mädchen dort stehen geblieben ist!“

✱

„Aber, Paula, jetzt haben Sie die Suppe schon wieder auf den Teppich verschüttet.“

Paula: „Oh, das macht nix, es ist noch genug draußen, gnädige Frau.“

✱

„Um Gottes willen, Minna, Sie wischen das Glas mit dem Taschentuch aus?“

„Aber, gnä' Frau — das Taschentuch muß doch sowieso in die Wäsche.“

✱

Der Lehrer wählte Beispiele des täglichen Lebens.

„Wenn ein Dienstmädchen eine Wohnung in zwei Stunden aufräumt“, fragte er, „wie lange brauchen dann zwei Mädchen dazu?“

Der Schüler sagte: „Drei Stunden, Herr Lehrer.“

Frühling

Heut ging der Frühling durch die Heide,
band erste Veilchen sich zum Strauß,
der Himmel spannte blaue Seide
und hing viel güldne Fahnen aus.

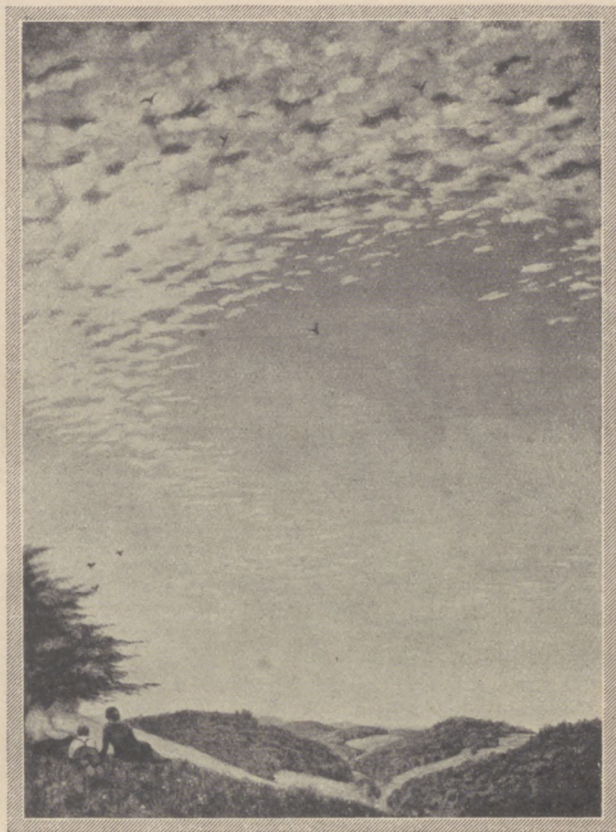
Die Birken standen grün umwoben,
die alten Weiden wurden wach,
die Silberkätzchen, hochgehoben
bestaunten sie ihr Bild im Bach.

Die Primel schaut mit goldnen Augen
aus jungem Gras am Wiesenrand,
ich sah die ersten Bienen saugen —
still strich der Wind durchs stille Land . . .

Das ist ein wundervolles Schreiten,
wenn fern das laute Leben liegt
und über grünen Einsamkeiten
der helle Sonnenschein sich wiegt.

Wo in geheimnisvollem Walten
der Schöpfung lauter Wunder sind,
lernt man die Hände wieder falten
und gläubig werden wie ein Kind.

Aus dem in der Deutschen Verlags-Anstalt erschienenen
Gedichtband „Lebendige Spur“ von Johanna Wolf



Frühlingszeit.

Nach einem Gemälde von Franz Vitzko.

Das Paradies der südkalifornischen Küste

Die Riviera Nordamerikas, wo im Sommer 1932
die Olympischen Spiele stattfinden

Von Otto Behrens / Mit 6 Abbildungen

Die Riviera kann in gewisser Hinsicht mit der kalifornischen Küste verglichen werden. Was jene für die Bewohner des nördlicheren Europas bedeutet, ist diese für die Bevölkerung eines großen Teils der Nordstaaten der Union: landschaftlich und klimatisch von der Natur ungemein bevorzugte, reich gesegnete Fleckchen Erde, die das ganze Jahr hindurch eine blühende Vegetation aufweisen, sommerliche Temperaturen haben und somit ideale Plätze für den Winteraufenthalt der aus kälteren Zonen kommenden Erholungsuchenden oder Vergnügungsreisenden sind. Aber es besteht doch ein recht bedeutender Unterschied zwischen dem bevorzugten Küstenabschnitt des Mittelmeeres und dem des Stillen Ozeans, und zwar insofern, als die Eigenschaften der europäischen Riviera sich fast nur auf landschaftliche Schönheiten und mildes Klima beschränken, während Kalifornien außer einer weit größeren Vollkommenheit dieser Vorzüge ungeheuer wertvolle Bodenschätze birgt und in landwirtschaftlicher und industrieller Hinsicht eines der ertragreichsten Gebiete der Vereinigten Staaten ist. Neben den aus der subtropischen Vegetation hervorgehenden, schier ins Unermessliche sich erstreckenden Obstplantagen, die sich fast über ganz Kalifornien bis nach Mexiko hinein ausdehnen — kalifornische Früchte sind in der ganzen Welt bekannt und geschätzt —, zeigt bei Los Angeles ein Wald von Bohrtürmen einen der Hauptsitze des nordamerikanischen Erdöltrustes an. Außer dieser, an Bedeutung die zweitmächtigste Industrie in U.S.A., ist auch die drittgrößte, die Filmindustrie, in Kalifornien beheimatet. Für die Anlage der Geburtsstätten der über den ganzen Erdball verbreiteten Filme konnte kein günstiger gelegener Platz



Strassenkreuzung in Los Angeles, der Stadt der 10. Olympiade.

1932. IX./6

Das Paradies der südkalifornischen Küste

gewählt werden als die Küste Südkaliforniens, die mit ihren landschaftlich vielseitigen reizvollen Motiven, dem beständigen Klima, der reinen, klar-durchsichtigen Luft und dem immerwährenden Sonnenschein ein ideales Aufnahmegelände bildet.



Das Marinestadion bei Long Beach (2000 Meter lang und 130 Meter breit);
Phot. Olympic

Von Otto Behrens

Wo alle nur denkbaren Vorzüge in reichstem Maße so vorteilhaft vereinigt sind und von den Bewohnern mit verhältnismäßig geringer Mühe nutzbar gemacht werden können — man ziehe nur einmal die europäischen Länder mit ihrer Überbevölkerung und



hier finden während der Olympischen Spiele die Ruderwettkämpfe statt.
Games Committee.

dem spärlichen Ertrag des Bodens zum Vergleich heran —, da vermag man wohl mit Recht von einem Wunderland zu sprechen, in dem die Schöpfung ihre schönsten und kostbarsten Gaben geradezu verschwendete.

Den Mittelpunkt dieses glücklichen Landes bildet Los Angeles. Noch nie ist in der Geschichte des Städtebaus eine Stadt so erstaunlich schnell groß geworden wie diese. Missionare gründeten an der kalifornischen Südküste im Jahre 1781 da, wo sich heute die Weltstadt erhebt, eine Kirche, der sie den Namen „Nuestra Señora la Reina de los Angeles (Unserer Lieben Frau, der Engelskönigin)“ gaben. Die wenigen Lehmhütten der Siedlung, auf die sich diese Bezeichnung übertrug, wurden von mexikanischen Halb-Indianern, Mulatten, Spanischamerikanern und Mestizen (Halbblutspanier) bewohnt. Fünfundsechzig Jahre später, 1846, wurde das Sternenbanner über Los Angeles gehißt. Nur langsam nahm die Bevölkerung zu. Im Jahre 1860 zählte man erst 4000 Einwohner. Dann aber, als man entdeckte, daß Los Angeles über einem Petroleumsee erbaut war, der eine lohnende Ausbeute dieses unermesslichen Bodenreichtums versprach, begann ein schneller Aufschwung. Wahre Völkerwanderungen zur kalifornischen Küste setzten ein, und Hunderte von Bohrtürmen wurden errichtet. Im Jahre 1920 wies Los Angeles eine Bevölkerungsziffer von 577 000 auf, 1926 waren es 1 300 000, und heute sind es mehr als 2 Millionen Einwohner, die in Groß-Los-Angeles und in den Vorstädten Hollywood, Beverly Hills und so weiter ansässig sind. Eine Bevölkerungszunahme von 1,5 Millionen innerhalb von nicht mehr als acht Jahren, wie sie hier in Erscheinung tritt, kann man wohl mit Recht als einzig dastehend bezeichnen.

Das Gelände, das Los Angeles einnimmt, umfaßt etwa 450 Quadratmeilen. Die Länge der Straßen innerhalb des Stadtgebietes beträgt rund 25 000 Kilometer. Die Ausdehnung der Stadt ist demnach größer als der Gesamtumfang von London, Berlin, Paris oder Wien. Um die riesigen Entfernungen zu überbrücken, besitzen die meisten Leute einen eigenen Wagen. In Los Angeles werden über 750 000 Autos gezählt. Auf jeden dritten Einwohner kommt also ein Auto. Die Fernsprechämter

lich gesund. Zwar brennt die Sonne tagsüber ziemlich heiß, doch das nahe Meer läßt die Temperatur niemals zu unangenehm werden. Frische Winde von der Seeseite bringen, zumal in den Abendstunden, erfrischende Kühle.

Los Angeles ist eine echt amerikanische Stadt, die durch das rege Tempo der Arbeit und des Verkehrs, seine Größenverhältnisse und industrielle Bedeutung sowohl dem Fremden als auch dem Einheimischen zu imponieren vermag. Eine neue Stätte des

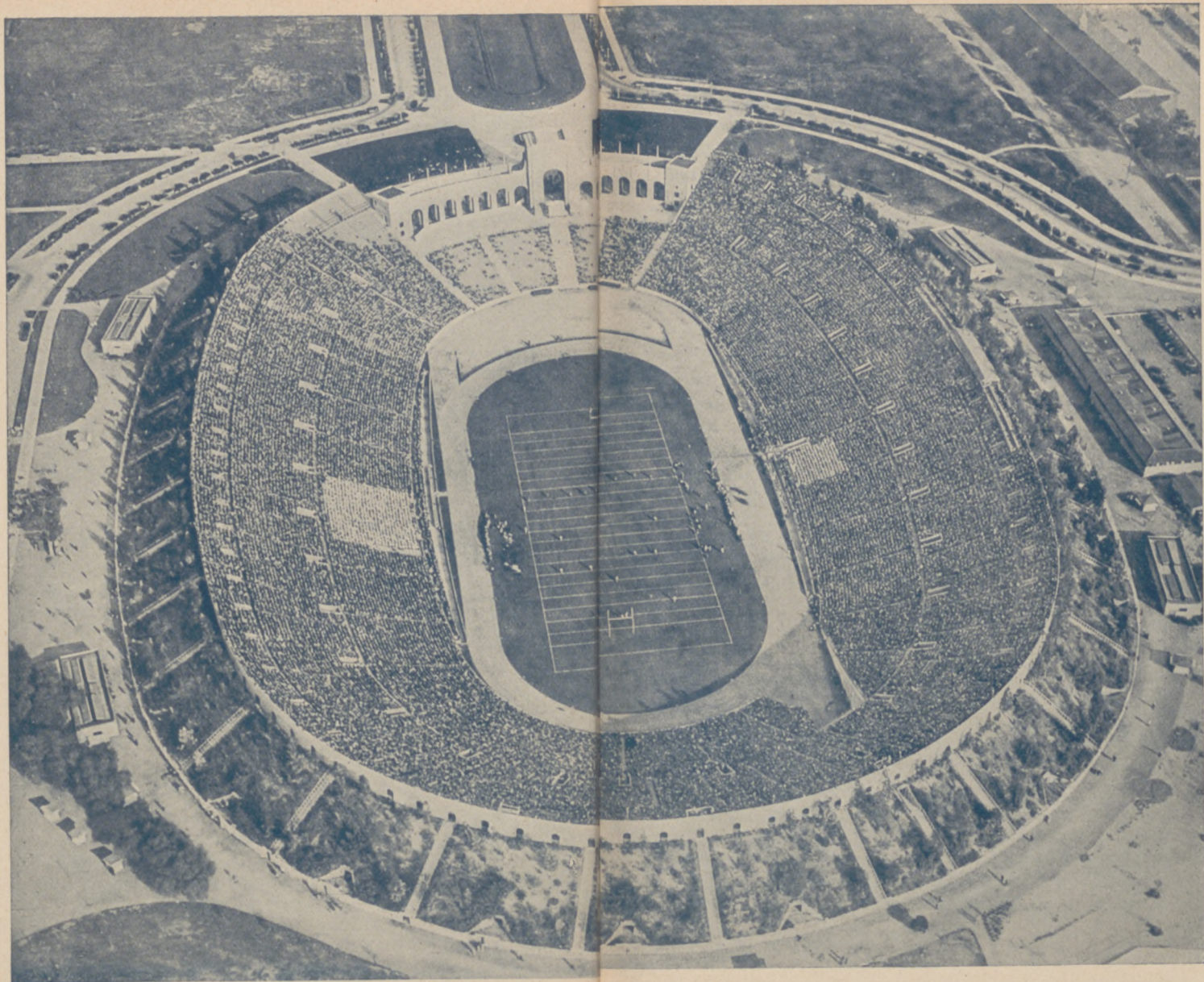


Fleißes und der Betriebsamkeit, die noch einer großen Zukunft entgegensteht und als ernsthaftere Konkurrentin Newyorks angesehen werden darf, hat sich hier im Westen der Union aufgetan.

Los Angeles gilt zugleich auch als hauptsächlichster Ausgangspunkt aller „Trips“, die durch das Landschaftsparadies dieses Landes führen. Hat man die Geschäftsstraßen, Chinatown und das mexikanische Viertel durchwandert, dann wird man vor allem den Wunsch haben, sich die nähere und weitere Umgebung anzusehen, zumal in Newyork und in allen andern Städten der Union eine geradezu phantastische Werbetätigkeit für den Besuch des südkalifornischen Wunderlandes entfaltet wird. Vom Hafen aus, dem zweitgrößten Exporthafen der Vereinigten Staaten und zugleich Hauptstützpunkt der Pazifikflotte, besucht man mit schmucken Dampfern die schönsten Punkte der Küste. Eines der beliebtesten Ausflugsziele ist Catalina Island, eine felsige, steil aus dem Meer aufragende Insel inmitten der Avalon Bay, zwei Fahrstunden von Los Angeles entfernt. Von diesem idyllischen Eiland aus genießt man den prächtigen Anblick der nahen Steilküste mit dem breit vorgelagerten Strand und den weiter zurückliegenden Ausläufern der Sierra Nevada mit ihren viele tausend Meter hohen, schneebedeckten Bergspitzen. Während das prachtvolle Panorama, das sich hier dem Auge darbietet, jeden Fremden bezaubert, machen sich die Einheimischen recht wenig aus den

Strandleben an der kalifornischen Küste unweit Los Angeles.

(Phot. All Year Club of S. California.)



Das Coliseum in Los Angeles, das während der Olympischen Spiele als Stadion dient und 125 000 Zuschauer aufnehmen kann.

Naturschönheiten; auf echt amerikanische Art suchen sie Catalina Island praktischen Nutzen abzugewinnen, der darin besteht, von den Molen aus zu fischen und Rekorde im Angeln aufzustellen oder auf den Golfplätzen stundenlang den kleinen weißen Ball zu schlagen. In der Bay sind die Wogen des Ozeans so zahm, daß man Rundfahrten in Booten unternehmen kann, die einen gläsernen Boden haben; auf diese Weise kann man die phantastische Flora und die seltsamen Lebewesen des Meeresbodens betrachten. Fliegende Silberfische, die ihr nasses Element verlassen, um sich in den Sonnenstrahlen zu tummeln, entzücken das Auge des Zuschauers.

Wer einen Begriff davon bekommen will, wie die Bevölkerung Kaliforniens sich am Strande unterhält, der fährt nach Venice, dem kalifornischen Venedig, einer Kopie der berühmten Lagunenstadt. Den Strand hat man zu einem Vergnügungspark umgewandelt; weit hinaus ins Meer ragt eine Berg- und Talbahn von grandiosen Ausmaßen. Wer Lust dazu empfindet, kann in einem Palazzo venezianischer Gotik Backeltopf fahren oder auf einer Art Markusplatz die komischsten Darbietungen genießen, die mitunter einen geradezu karnevalistischen Anstrich haben. Am „Rido“ wimmelt es von Menschen unter unzähligen bunten Sonnenschirmen — alles in Badekostümen und Strandpyjamas — und dazwischen drängen sich die Candy- und Eiscreamverkäufer, Zeitungsjungen, Photographen, Silhouettenstecher und zahllose andere, ihre Waren laut anpreisende Händler sowie Bootsvermieter, die zu einer Fahrt in ihren „echt“ venezianischen Gondeln auffordern. Ganz ähnlich geht es in Long Beach und in Santa Monica zu.

Wer aber tagsüber dem „Klamauk“ an diesen Plätzen keinen Reiz abgewinnen kann, der verläßt das Durcheinander mit seinen Achterbahnen, Aeroplankarussellen, Schieß-, Würfel- und Wahrsagebuden und andern Rummelplatz-„Attraktionen“ und deren ohrenbetäubenden Lärm sehr bald, um sich in ruhigere Gefilde zurückzuziehen. Verbleibt man am Tage in der Nähe von Los Angeles, so muß man vor allem das Stadion gesehen haben, in dem 1932 die Olympischen Spiele stattfinden. Mit ihren

125 000 Sitzplätzen macht diese Riesenarena einen ungeheuer imposanten Eindruck.

Einer der interessantesten Nahausflüge führt nach Hollywood, der Stadt des Films, die mit Los Angeles eng verbunden ist. In den zahlreichen Studios, den Aufnahmehallen und den mit Scheinbauten bedeckten Geländen werden 85 Prozent aller in der ganzen Welt hergestellten Filme produziert. Einen unvergeßlichen Anblick bietet die Stadt vom hochgelegenen Japanischen Garten aus, besonders des Abends, wenn durch Millionen Lichter und Scheinwerfer die Straßen und Anhöhen in ein wahres Lichtmeer tauchen. Trifft es sich gerade, daß der Besucher an einem Abend nach Hollywood kommt, an dem eine Filmuraufführung stattfindet, dann erlebt er eines der seltsamsten Schauspiele, eine gesellschaftliche Veranstaltung allerersten Ranges. Ganz Los Angeles, Hollywood und die Nachbarorte sind nebst vielen tausend Fremden, die mit Extrazügen hierhergeeilte sind, an einem solchen Abend auf den Beinen, um einer „Opening Night“ beizuwohnen. Eine solche Veranstaltung gehört nicht nur zu den bemerkenswertesten Ereignissen Kaliforniens, sondern ganz Amerikas. Nahezu sämtliche Filmberühmtheiten marschieren an Zehntausenden von spalierbildenden Zuschauern, die sie mit begeisterten Zurufen begrüßen, vorbei, um nach Aufruf ihres Namens ein paar Worte ins Mikrophon zu sprechen, die dann allen Rundfunkhörern in der Union übermittelt werden.

Nah bei Hollywood befindet sich eine Freilichtbühne, auf welcher nur dann gespielt wird, wenn das Mondlicht jede künstliche Beleuchtung unnötig macht. Das Theater, das 50 000 Sitzplätze umfaßt, wird also nur wenige Male im Monat benutzt. Den Stamm des künstlerischen Personals bilden die Tonfilmstars, von denen ein großer Teil seine Laufbahn auf der Sprechbühne begonnen hat. Aber auch die Newyorker Oper gastiert mehrmals in Hollywood. Es ist ungemein stimmungsvoll, unter dem Sternenhimmel einer solchen Aufführung beizuwohnen.

Unweit des Theaters liegt die Willenkolonie Beverly Hills, „die Hügelstadt des Films“ genannt; hier ließen die Filmgrößen auf den zahlreichen Hügeln ihre Besitzungen anlegen. Diese Ko-

Das Paradies der südkalifornischen Küste

lonie mit den breiten, von schattigen Palmen eingesäumten Straßen wurde unter riesiger Raumverschwendung geschaffen, so daß das Gesamtbild* mehr den Eindruck eines großen Parks mit vielen Gärten als den einer Ansiedlung macht, wobei die Wohnhäuschen unter dem vielen Grün fast verschwinden.

Nördlich von Los Angeles dagegen wachsen unzählige Bohrtürme wie ein Wald aus dem Boden. Hier befindet sich das Zentrum der kalifornischen Ölgewinnung. Läßt man dieses Industriegebiet hinter sich, dann kommt man nach Duward, der „Zuckerstadt“. Meilenweit erstrecken sich Südfruchtplantagen mit Feigen, Datteln, Mandeln, Grapefruits sowie Obstbaumpflanzungen mit Aprikosen, Pfirsichen, Äpfeln und Pflaumen, die hier an Umfang fast doppelt so groß geraten wie bei uns. Weiter



Eine Filmfestnacht in Hollywood. Jedesmal, wenn ein Film seine Uraufführung erlebt, wird die Stadt festlich illuminiert.

Aufnahmen: Los Angeles

nordwestlich, an der See, liegt Santa Barbara, eine alte Missionsstadt, wo seit der Gründungszeit der Baustil und die Häuserarchitektur ihren spanischen Charakter beibehalten haben. Nur an der Strandpromenade, auf der sich ein mondänes Badeleben wie an der Riviera abspielt, sind die Hotelbauten nach den Grundsätzen modernster Sachlichkeit errichtet worden. Den Missionstil findet man aber wieder in Guadalupe und in Santa Maria, Mittelpunkten der amerikanischen Blumenindustrie; die märchenhaft duftenden Blumenfelder, deren bunte Farbenpracht nur unter der Tropensonne leuchten kann, ergeben eine Ernte, die 60 Prozent des gesamten Bedarfs an exotischen Pflanzen in den Vereinigten Staaten zu decken vermag.

Weit schöner und vor allem abwechslungsreicher als hier ist



Das andere Gesicht: Bohrtürme zur Förderung von Erdöl bei Vendice in der Nähe von Los Angeles.

es jedoch im südlichen Kalifornien, also im Süden von Los Angeles. Santa Ana zum Beispiel liegt inmitten von Drangen- und Walnuffhainen. An der nahen Küste erreicht man mit dem Auto in knapp einer Stunde La Jolla mit seltsam geformten, weit ins Meer hinausreichenden Rissen und Klippen, an denen die Brandung hoch emporschäumt. Weiter südlich kommt man nach San Diego, an der mexikanischen Grenze gelegen. Dieser Platz ist Flottenstation und hat eine Marineschießerschule; er wurde dadurch bekannt, daß der Ozeanflieger Lindbergh ihn zum Ausgangspunkt seines kühnen Unternehmens wählte. Hier befindet man sich inmitten subtropischer Vegetation, die mit ihren riesigen Fächerpalmen, Pfefferbäumen, Eukalyptus und Magnolien einen wahrhaft paradiesischen Eindruck macht. Von San Diego begibt man sich wieder landeinwärts, passiert die sich meilenweit hin erstreckenden Drangen- und Grapefruitplantagen, die zu den schneebedeckten Gipfeln des San Jacinto einen seltsamen Kontrast bilden, und gelangt nun in die kalifornische Wüste. Palm Springs ist der Ausgangspunkt für Hochgebirgstouren und für Ausflüge nach den Gletschern, eine paradiesische Oase inmitten einer nur aus Sand und Steinen sowie mannshohen Kakteen bestehenden Gegend, rings von gewaltig aufragenden, schneebedeckten Bergen eingeschlossen. Während man unten unter Palmen wandelt, hat man nach oben den Anblick eisgepanzelter Felsmassive, den Alpen nicht unähnlich. Am Tage glüht die Sonne, doch des Nachts wird es empfindlich kalt, wenn der Wind aus der Richtung der Gletscher weht. Kristallklar ist die Luft; eine ideale Genesungsstätte für kranke Atemungsorgane. In San Bernadino, nördlich von Palm Springs — ebenfalls eine Gründung spanischer Missionare —, entsprudeln der Erde heiße, heilkräftige Mineralquellen. Man sieht, daß dieses Land auch alles vereinigt, was die Menschheit sich nur wünschen kann.

Trifft man nun wieder in Los Angeles ein, dann darf man mit Recht behaupten, eines der schönsten Fleckchen Erde gesehen zu haben und in einem märchenhaften, prächtigen Wunderlande gewesen zu sein, dessen paradiesische Naturschöpfungen auf dem Erdball nur einmal vorhanden sein dürften.

Heilrun!

Erzählung von Karl Burkert

Es ist im zwielerleuchtenden Abend, im Mittsommer des Jahres 1612, als die junge, hübsche Bäuerin, die Sense schwingend, auf ihrer Bachwiese steht. Einen Karren voll Gras will sie noch heimtun, bevor es zu dunkel wird. Sie ist munter und fröhlich, während sie den blizblanken Stahl fort und fort in die tauigen Kräuter hineinrauschen läßt. Sie hat frohe Gedanken, denn sie überlegt, daß sie übers Jahr um diese Zeit ein Kind haben wird.

Aber als sie nun wieder, die Sense zu schärfen, den Wehstein aus dem Kumpf ziehen will, hält sie plötzlich inne. Sie horcht. Sie hat da etwas vernommen, von dem sie nicht sogleich sagen kann, was es ist. Ihr war, als wenn sie soeben in ziemlicher Nähe einen Menschen hätte klagen hören. Sie schaut scharf in die Richtung, von wo nach ihrem Dafürhalten der Laut gekommen; aber einen Menschen, wie sie glaubte, kann sie doch nicht entdecken.

Wäre es um eine Stunde früher und noch heller Tag gewesen, hätte sie jetzt sicher den Kopf geschüttelt, hätte sie vielleicht an etwas Ungewöhnliches gedacht und sich wohl gar geängstigt. Aber es ist Abend, die Nebel beginnen allbereits zu spinnen, und schon auf hundert Schritte kann man dies und jenes nicht mehr so ganz genau unterscheiden. Da meint die Bäuerin, sie müßte einmal hinüber zu den Weiden gehen, die am Bachgrund wachsen, denn von dorthier kam fraglos die Stimme, die sich auch jetzt wieder hören läßt.

Sie legt also die Sense beiseite, schreitet quer über die Wiese und sodann ein Stück aufwärts, ein Stück abwärts den Bach entlang. Sie späht ins Schilf, biegt den Kopf hinter jeden Baum, lugt auch in manchen Wipfel empor — was sie zu finden glaubte, zeigt sich nicht. Schon will sie wieder zu ihrer Arbeit zurück, da hört sie aufs neue die sonderbare Stimme. Und diesmal ist sie ganz nah. Ein Klägeln ist's wie von einem alten Weibe. Und da — aus der hohlen Weide scheint es zu kommen.

„Ist hier wer in Not?“ ruft die Bäuerin. Halb fragt sie in



Kriegsvolk im Dreißigjährigen Kriege.

Nach einem Gemälde von Werner Schuch.

die Luft, und halb fragt sie den Baum an. Sie wundert sich selber, daß sie das so tut.

„Ja, Bäuerin, hier ist wohl wer in Not!“ kommt darauf weinend die Antwort.

Die Bäuerin hebt die Augen über sich, gewahrt eine Höhlung in der alten, krummen Weide, und nun weiß sie, woran sie ist. Sie fragt: „So bist du also solch ein Holzweib, das, wie man sagt, seine Hausung in den Bäumen hat?“ Und sie fragt weiter: „Sag an, warum hast du mich gerufen, Hagdise?“

Die Stimme antwortet: „Weswegen ich dich gerufen hab'? Der Bauer, dein Bauer will die Weide schlagen — meine Weide, daran mein Leben hängt. Gestern hat er's mit dem Knecht hier verabredet.“

„Ich versteh'“, entgegnet die Bäuerin etwas betreten. Sie neigt den Blick ins Gras, und ihre Gedanken sinken plötzlich in eine graue Sage. Selbige Sage will wissen, daß in manchen Bäumen die Hagdisen wohnen. Und weiter will sie wissen, daß die Inwohnerin zur Stunde sterben muß, sowie es einem solchen Baum an die Wurzel geht.

Eine kleine Weile ist Stille, dann klagt es wieder aus dem Baum: „Du verstehst also? Du verstehst?“

„Sorge dich nicht“, antwortet die Bäuerin, „es soll dir nichts geschehen. Noch diesen Abend will ich's meinem Bauern bringen. An die Weide soll nicht gerührt werden.“

Im hohlen Leib des Baumes hört man ein Murren. Seltene Worte, die kein Mensch begreifen kann.

Nun spricht sie einen Segen über dich! denkt die Bäuerin. Und sie fühlt, wie es ihren blühenden Leib wie selige Schauer überrinnt.

„Weißt du dir einen Wunsch?“ fragt jetzt die Hagdise.

„Wunsch? — Einen gesunden Hofserben möcht' ich meinem Bauern schenken, wenn es an der Zeit ist.“

„Er soll ihn haben. — Und sonst?“

Die Bäuerin schweigt. Glücksumfängen sieht sie da, weiß sich nichts mehr zu wünschen. Ihre schwere Haarkrone, getroffen

vom Widerschein einer rotgloftenden, tiefhängenden Abendwolke, flutet um sie wie lauterer Gold.

„Bäuerin“, kommt es noch einmal aus der Tiefe des geheimnisvollen Baumes, „Bäuerin, laß dir noch eins sagen: Schau, du wirst nach Zeiten in Not fallen, in harte Not. Nicht Sonne, nicht Mond, nicht Wasser, nicht Feuer, nicht Wind, nicht Mann wird dir helfen wollen. Einzig ein kleines Wort wird dich retten können. Hör zu! Heilrun, heißt es. Heilrun! — Jetzt geh!“

Einen Niederschlag lang schwingt der Klang des sonderbar fremden Wortes der Bäuerin in den Ohren. Einen Augenblick versuchen ihre Lippen, ihn zu formen. Dann sieht sie plötzlich drüben über dem Waldberg ein fernes Wetter zucken. Ein leiser Donner murt in das Abendschweigen. Da läuft sie flugs über die Wiese zu ihrem Graskarren, damit sie noch heimkäme bei guter Zeit.

Als sie sich anderntags auf das Wort besinnen will, das ihr die Hagdise gestern —? Schau, da ist es weg, dies Wort. Sie hatte es vergessen.

* * *

Und Jahre verstreichen, viele Jahre. Auf dem Schildhof ist es derweil nicht viel anders hergegangen als auf manchen Höfen des Landes: Pflügen, säen, Gras mähen, Korn schneiden. Manchmal ein Lanz, manchmal ein Erntebier. Paare gibt man zusammen und Kinder kommen zur Welt. Und hin und wieder legt einer die groben, hartgeschafften Bauernhände zusammen, ist tot und tut nicht mehr mit.

Beim Schildhöfer hat es damals einen Erben gegeben, just so, wie's die Hagdise prophezeit hatte. Als die Kaiserlichen und die Schweden im besten Raufen sind, ist der Hoffsohn ein starker Bursch, ein mutiger dazu. Und als dann der böse Landkrieg weiter und weiter greift, zuerst das Recht frißt, zuletzt alle Gnade und Barmherzigkeit und sich der Bauer auf seine Faust besinnen muß, will er sich die Haut nicht über die Ohren ziehen lassen, da ist der Lendel mit seiner Kugelbüchse all immer gut beim Zeug. Mit andern Bauern und Burschen hat er sich zu einer heimlichen

Notwehr zusammengetan, bei Tag und Nacht liegen sie mit hellem, scharfem Aug' in den Wäldern und Hohlwegen ums Dorf herum, und wo ihnen eine Kotte von diesem gottlosen Fußvolf oder gar eine Handvolf streifende Reiter in die Quere kommt, der geht es schlecht. Eine Menge von diesem heillofen Gesindel haben sie bereits zusammengeschossen und erschlagen. Eilig verscharrt man die Toten irgendwo, und nicht viel anders verfährt man dabei, als wenn man im Spätherbst die Steckrüben in die Brachäcker einwintert. Und wenn der letzte bunte Lappen unter der Erde ist, dann spricht man befriedigt: So, die wären wieder versorgt!

Das geht eine Zeitlang ganz gut, man weiß zu schweigen, kein Wort mehr als nötig wird über diese Sachen geredet. Aber weil man bis da immer Glück gehabt hat, wird manch einer tollkühn. Voran die Jungferle trauen sich manches zu, was besser unterbliebe. Besonders der Lendel läßt mitunter die Vorsicht sträflich außer acht.

Da hat nun der Schwed' wieder einmal das Heft in die Hand bekommen, furagiert — ein Regiment stark zum wenigsten — in der Gegend umher, und mit solch einem Gewaltthausen, sagen die Alten, Verständigen, möchte man sich denn doch nicht einlassen. Man schafft also das Gewaffen hübsch beiseite, schickt die Mädchen, die jungen Weiber in den Busch, geht seinem Bauernwerk nach und setzt, so gut es geht, ein friedfertiges Gesicht auf, auch wenn man am liebsten Feuer und Schwefel spucken wollt'.

Aber der Lendel — dem sitzt eben der Teufel im Blut. Seit die Kroaten das Mädchen, das er zur Frau gewollt, verunehrt und bei Nacht und Nebel davongeschleppt haben, trägt er gegen alles, was Kriegsvolf heißt, einen unaustilgbaren Haß. Wie treu er's auch der Mutter versprochen, daß er einstweilen an die Büchse nicht mehr denken will — eines Tages zieht er sie doch heimlich aus dem hohlen Baum hervor und legt sich mit ein paar andern verwegenen Dorfbuben auf die Lauer.

Richtig, es steht nicht lange an und ein, zwei, drei Dragoner, Schweden natürlich, klappen daher, ein Trompeter darunter, und die nehmen sie nun aufs Korn. Sie lassen es knallen, und

der hüben, der drüben wirft die Arme in die Luft. Wie Holz-
scheiter schlagen sie von den Säulen. Der in der Mitte, der Trom-
peter, ist aber nicht dabei, sitzt noch fest. Der reißt jetzt blitzrasch
den Gaul herum, und bevor man die Büchsen wieder fertigmachen
kann, ist er auf und davon.

„Hol's der Teufel!“ knirscht der Lendel. „Ich mein' schier,
jetzt haben wir was angerichtet! Wenn das bloß gut ausgeht!“
Und alle drei machen dumme Gesichter.

Ein paar Augenblicke noch spähen sie nach der Straße hinüber,
nach den ledigen Säulen, und es tut ihnen leid, daß sie die nun
laufen lassen sollen. Aber dann besinnen sie sich eines Bessern.
Wie der Wind geht's den Waldhang hinunter und auf der andern
Seite wieder hinauf. Denn erst, wenn sie den Steingraben hinter
sich haben, ist es gewonnen.

Da stockt ihnen das Blut im Herzen, denn mit einemmal ist
der ganze weite Wald, und was um den Wald herum ist, voller
Aufruhr und Getöse. Faustrohre werden gelöst, Flüche gellen,
abgeessene Reiter brechen ins Gebüsch, und wie die Hölle schreit
eine Trompete.

„Nun gnad' uns der liebe Himmel!“ stößt der Jüngste von
den Buben heraus. Es ist der Melchior, der den andern beiden
um ein Stück Wegs voraus ist. Aber da hört er hinter sich einen
Schuß knallen, und wie er den Kopf herumwirft, sieht er eben
den Urban zusammenbrechen. Und weiter sieht er, wie ein paar
Dragoner den Lendel anspringen und ihn mit wildem Gelächter
zu Boden reißen.

Wie durch ein Wunder, von keinem gesehen, entkommt der
Melchior. Wie ein gehetzter Hirsch erreicht er das Dorf, mehr
tot als lebendig. Mit seiner letzten Luft plärrt er in einen Hof
hinein. „Schildhölferin“, plärrt er, „den Lendel haben s' erwischt!“

„Wer?“ schreit die Bäuerin.

„Die Schweden halt!“ keucht der Melchior und schlägt lang
hin aufs Gesicht.

„Wo denn, mein Gott?“

„Drauß' im Steingraben!“

„Alle Himmel!“ schreit die Bäuerin. Und da fliegt sie auch

schon aus dem Hofstor. Fliegt hinaus nach dem Steingrabben. Und der Bauer ist unglückseligerweise nicht einmal daheim.

Der Obrist Sperreut ist fast noch geschwinder als die Schildhöferin, und wie sie einen Büchschuß weit übers Dorf hinauskommt, bis dort, wo am Kreuzweg der alte Maßholder emporwächst, da steht schon das Regiment dort, da hat das Feldgericht bereits das Urtheil gesprochen, hängt ein Hanffrick von einem Ast hernieder, und ein jedes Baumblatt schauert über des Buben hellem Schopf.

„Heiliges Leben, was soll das heißen!“ So gelst auf einmal die jähe Not aus der Bäuerin. Ein paar Dragoner stößt sie beiseite und steht nun vor dem Sperreut und seinen Offizieren. Mit toderschrockenen und doch kühnmütigen Augen sieht sie den Obrist an und ruft: „Was habt Ihr vor, Herr, mit meinem Buben? Mein Lendel, das Liebst, was ich hab! Ich leid's nicht, daß ihm was geschieht!“

Sie meint wohl, Mut sei hier besser als Verzweiflung.

„Weib, scher dich und schweig!“ herrscht sie der dem Obristen zunächststehende Rittmeister an. „Dein Bub ist vorwizig gewesen. Verstanden? Aus dem Busch heraus hat er uns einen braven Reiter erschossen. Das Urtheil ist ihm gesprochen.“

„Urtheil?“ fährt ihn die Schildhöferin an. „Urtheil? Ihr habt gut sagen! Wißt Ihr's, was wir gepeinigten Leut' die Zeit her haben leiden müssen? Seid Ihr dabeigewesen, wie der Kroat bei uns gehaust hat? Wißt Ihr's, was sie gemacht haben mit dem Lendel seiner Traud? Lendel, sag's du nur den Herren Offiziers da! Die Herren sollen's hören!“

Der Lendel steht da mit gefesselten Händen, schaut fest, fast trotzig drein. So, als wollt' er sagen: „Ja, glogt nur, ihr Pluderhosen! Ich bin der junge Schildhöfer. Und ich mach' mir nichts daraus!“

„Was der Kroat verbrochen hat“, sagt der Rittmeister, „das geht uns hier nichts an. Das mag der römische Kaiser auf seine Kappe nehmen. Wir sind Schweden!“

Kalt streift sein Blick das arme verfürte Weib.

„Und ich bin seine Mutter!“ jammert die Schildhölzerin. „Glaubt Ihr, ich hab’ meinen Lendel zur Welt gebracht, daß Ihr ihn —? O Gott, nein, Fleisch von meinem Fleisch laß ich nicht würgen vom Henkersknecht!“

Der Obrist runzelt finster die Brauen. „Geh, laß das!“ spricht er. „Nützt dir nichts mehr. Das Feldgericht hat befunden. Mit diesem Burschen ist’s Amen!“

Unauffällig fliegt ein Wink von seiner Hand nach dem Baum hinüber.

Ein kurzer Trommelwirbel kracht. Das Zeichen, daß die Exekution beginnen soll. Ein halbes Dutzend Kerle werden lebendig. Einer rollt ein leeres Marktenderfaß herbei, ein anderer macht die Schlinge zurecht, zwei weitere nehmen den Lendel in die Mitte, führen ihn nach dem Baum.

Einen zuckenden Blick wirft die Bäuerin nach dem Buben und jäh bewußt des nahen Unheils, schaudert ihr das Herz.



Spieleute aus der Landsknechtzeit.

Ihre Augen öffnen sich weit, schreiend weit. „Gnade!“ fleht sie. „Gnade, Herr Obrist!“

Und sie wirft sich ins Gras, vor seine hohen Reiterstiefel, wie eine Espe zitternd, auf einmal ein zerbrochenes Ding. Ihr Gesicht ist fahl vor Entsetzen. Ganz verwürgt vor Angst und Schreck ringt sie die Hände. Sie wehklagt, sie winselt. Sie bettelt. Sie betet. Immer dringender, immer erhobener betet sie, als könnte sie damit das Schicksal meistern. Alle heiligen Namen, die sie weiß, ruft sie zu Hilf'. Die Sinne wirbeln ihr durcheinander. Ein heißer Sprudel leidenschaftlicher Worte geht über ihre Lippen.

Der Sperreut überfliegt gestrengen Auges ihr elendes Gesicht, ihr feuchtes, zerrüttetes Haar. „Steh auf, Weib!“ spricht er. „Gerechtigkeit muß sein auf der Welt!“

Drüben hat der Lendel bereits seine letzte Sache mit dem Feldpropst abgemacht, wird gleich den Fuß auf das Faß setzen, und der Trommler, sein Zeichen erwartend, blickt starr auf den Profos. Eine halbe Minute allerhöchstens noch, dann ist's um den Buben geschehen.

Die Schildhüterin wird plötzlich still. Die Worte aus ihrem Mund, diese wilden, sinnlosen Worte sind versiegt. Aber innen, tief innen, sie weiß selbst nicht wo, zuckt ein fernes Geschehen empor. Es überfällt sie eine Erinnerung. Jetzt seh' ich mich, wie ich jung war — und eine alte Weide, eine rote Wolke seh' ich! denkt sie. Und da schwirrt ihr mit einem Male ein seltsames Wort, ein Wort, das längst in ihr verschollen war, wieder auf die Lippen. Und sie weiß nicht, woher es ihr kam. „Heilrun!“ spricht sie ruhig, gelassen vor sich hin. Spricht es wie aus einem Traum heraus.

Der Obrist hört, fährt leicht zusammen und staunt. „Heilrun!“ klingt ein Echo, ein leises, in seiner Seele. Ganz süß duftet auf einmal um ihn die Luft. Er spürt ein seliges Herzklopfen unter dem geflammten Koller. Heilrun — so heißt doch sein Kind, das ihm seine junge, schöne Frau kürzlich geschenkt hat. Aber, kommt ihm der Gedanke, was hat nun dies arme, gequälte Weib hier mit meinem Kind zu schaffen?

Ein wenig neigt er sich zu ihr, fragt mit dunkler, gedämpfter

Stimme: „Heilrun? hab' ich verstanden. Sag an, was soll es mit diesem Namen?“ Ihm ist, eine Rinde löst sich von seinem Herzen.

Das Weib schaut zu ihm empor mit nassen, blauen Augen. Ein Wundern geht traumschmerzlich über ihr todweißes Gesicht. „Hab' ich's Euch denn nicht schon erzählt, das mit der Hagdise?“ so steht es in ihren Blicken zu lesen. Aber nein, sie sagt davon nichts. Nur „Der Lendel!“ wimmert sie. „Der Lendel!“

Da wirft der Sperreut rasch den Kopf auf. Er steift sich hoch in den Schultern. Ein Gefühl, ein Entschluß gewinnt Gewalt über ihn. Er weiß selbst nicht, woher es kam. Der Delinquent dort? Ja, er lebt noch!

„Profos“, klingt scharf wie ein Degenschlag des Obristen Stimme, „ich will diesmal Gnade für Recht setzen. Es ist genug. Laßt ihn laufen, den Schelm!“

Und eine Viertelstunde später reitet das schwedische Regiment.

Landsknechtlied

Kein schöner Tod ist in der Welt, als wer vorm Feind erschlagen
auf grüner Heid, im breiten Feld darf nicht hör'n groß Wehklagen.
Im engen Bett nur einer allein muß an den Todestreihen.
Hier findet er Gesellschaft fein, fall'n wie die Kräuter im Maien.

Manch frommer Held mit Frömmigkeit hat zugeseht Leib und Blute,
starb sel'gen Tod auf grüner Heid dem Vaterland zugute.
Kein schöner Tod ist in der Welt, als wer vorm Feind erschlagen
auf grüner Heid, im freien Feld darf nicht hör'n groß Wehklagen.

Mit Trommellang und Pfeisengeton manch frommer Held ward begraben,
auf grüner Heid gefallen schön, unsterblichen Ruhm tut er haben.
Kein schöner Tod ist in der Welt, als wer vorm Feind erschlagen
auf grüner Heid, im freien Feld darf nicht hör'n groß Wehklagen.

Unterseefernseher

Von Dr. H. HARTMAN / Mit 2 Abbildungen

Der deutschamerikanische Tiefseeforscher Dr. Hans Hartman, der sich zurzeit am Mittelmeer befindet, hat einen höchst interessanten Fernseher für größte Meerestiefen erfunden und konstruiert, der mit starken elektrischen Lichtquellen und einer Kinokamera ausgestattet ist, die elektrisch getrieben und von oben her gesteuert wird und sofortiges photographisches Festhalten alles Interessanten ermöglicht.

Die Beobachter sitzen in einer verdunkelten Kabine des Schiffes, von dem aus der Unterseefernseher an einem elektrischen Kabel ins Meer gesenkt wird, und verfolgen auf einer Projektionsfläche das Bild, das durch elektrische Schwingungen aus der Tiefe des Ozeans heraufgesandt wird. Sobald sich etwas Interessantes darauf zeigt, genügt ein Druck auf einen Kontakt, um die Kinokamera sofort in Funktion zu setzen und alles Sehenswerte auf den Film zu bannen.

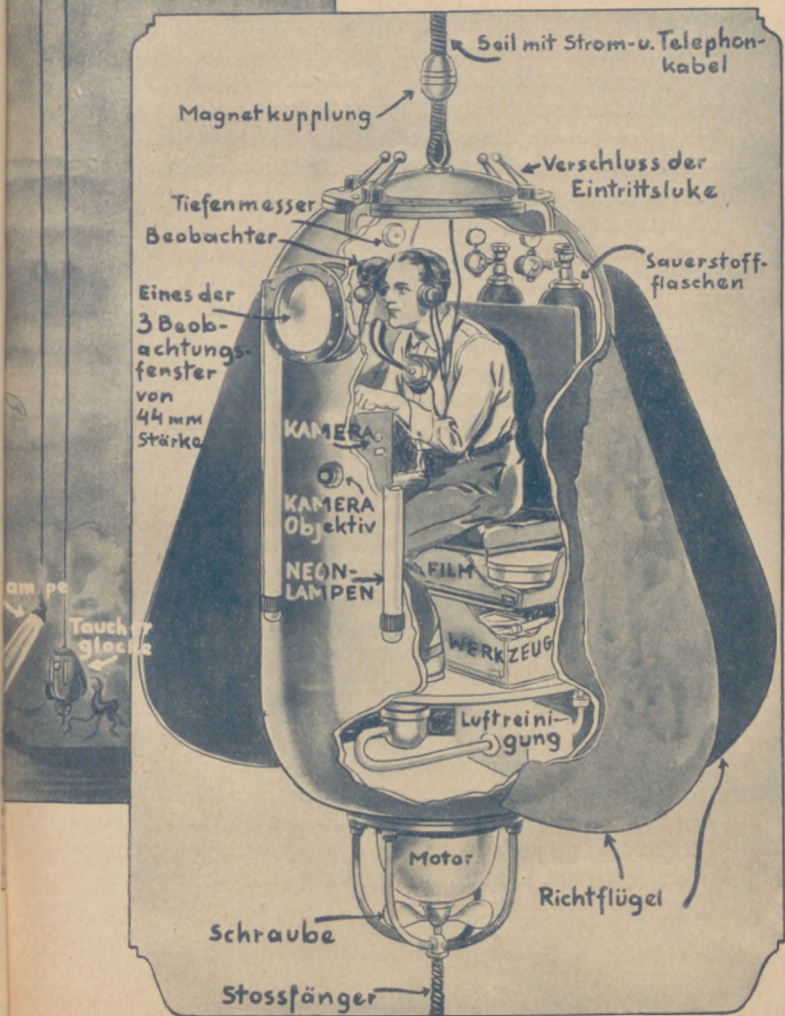
Die elektrisch aus der Meerestiefe übermittelten Bilder können auch mit Hilfe der Radioanlage des Schiffes drahtlos an Landstationen gesandt und von denselben mittels Rundfunks an zahlreiche Fernseh-Empfangsapparate weitergegeben werden. Man könnte also mitten im Festland sehen, was sich im gleichen Augenblick weit draußen am Grunde des Ozeans abspielt. Da das Licht Fische und anderes Getier anlockt, dürften sich vor dem hellstrahlenden Apparat die Daseinskämpfe der Tiefseebewohner abspielen, denn bekanntlich leben Fische von andern Fischen.

Dr. Hartmans Unterseefernseher öffnet weite Ausblicke für die Tiefseeforschung, die damit sozusagen erst geboren wird, weil er in Abgründe hinabgesenkt werden kann, die bisher dem menschlichen Auge verschlossen waren. Obschon das Meer über zwei



Links: So sieht ein mit dem Unterseefernsprecher ausgerüstetes Forschungsschiff aus.

Unten: Die erste Taucherglocke Dr. Hartmans, die bis zu 750 Meter Tiefe hinuntergelassen werden konnte.

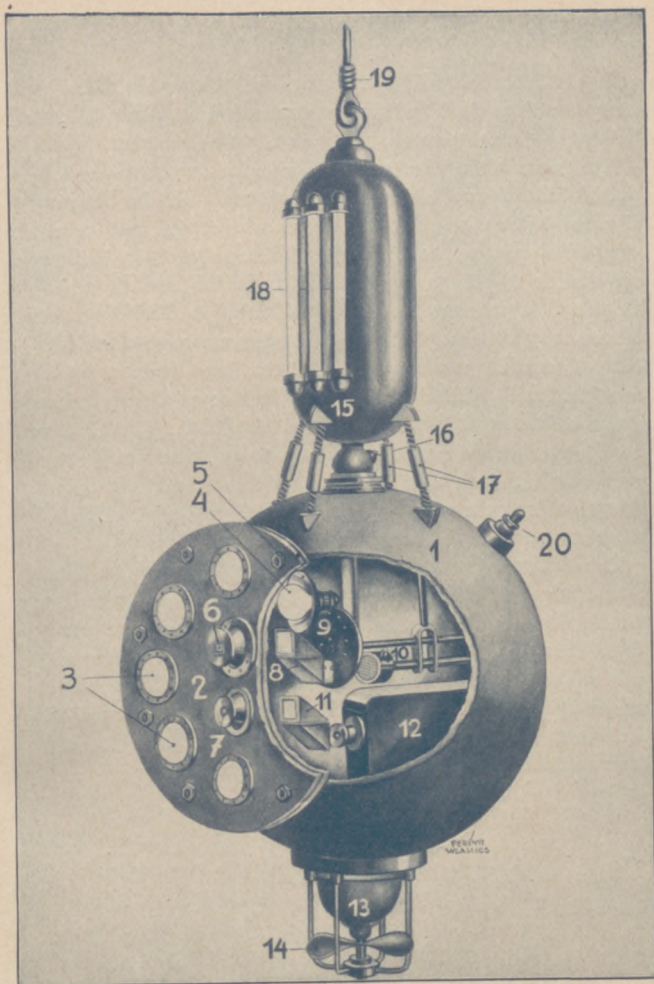


Drittel der Erde verhüllt, sind seine Tiefen fast unbekannt, die noch große Rätsel und Geheimnisse bergen. Man weiß nur, daß sich tierisches Leben trotz des ungeheuern Wasserdruckes bis in die größten Tiefen erstreckt. Diese hat man zwar gemessen, aus ihnen Grundproben und mittels zarter Netze kleine Fische geholt, untersucht und klassifiziert, das ist aber ziemlich alles.

Der Hauptwert der Erfindung besteht in der ermöglichten Erforschung größter Meerestiefen. Mit ihrer Hilfe wurden bereits im Mittelmeer zwischen Sizilien und Afrika ausgedehnte Ruinen einer unbekanntes Stadt entdeckt, deren Erforschung das erste Ziel des Unterseefernsehers und der damit kombinierten Filmkamera bildet. Wegen der enormen Ausdehnung dieser unterseeischen Ruinen und der Größe mancher Bauten vermutet Dr. Hartman darin das sagenhafte Atlantis und will durch seinen Fernseher nachzuweisen suchen, ob Atlantis existierte und wo; ob die Morgenröte unserer Kultur über dem heutigen Mittelmeer aufgegangen war, ehe der Atlantische Ozean den natürlichen Damm durchbrach, der einst die Straße von Gibraltar sperrte und in der furchtbarsten Katastrophe, die je das Menschengeschlecht heimsuchte, die Wiege menschlicher Zivilisation begrub und das Mitteländische Meer schuf, wie wir es heute kennen. Alle antiken Völker, die seine Ufer bewohnten, kannten eine Tradition, die von einer ungeheuern, vernichtenden Flut erzählte.

Der Unterseefernseher soll ferner zeigen, welche Lebewesen in den lichtlosen, unendlichen Räumen der Tiefsee haufen, aus denen sie niemals zum Licht emporsteigen können; ob darunter etwa noch Nachkommen der Urweltlebewesen leben, die in Jahrmillionen immer tiefer drangen und damit der Vernichtung entgegen gingen.

Die nebenstehende Abbildung zeigt den Hartmanschen Unterseefernseher, bestehend aus einer starkwandigen Stahlkugel 1, deren seitlicher Deckel 2 eine Reihe kreisförmig angeordneter Quarzlinfen 3 trägt, durch die das Licht der Lampen 4 von Reflektoren 5 ins Wasser gestrahlt wird. Im Zentrum des Deckels sind zwei kleine Linfen 6 und 7. Durch Linse 6 fällt das Außenbild durch ein Doppelprisma 8 und die rotierende Lochscheibe 9 auf die Photo-



Der neue von Dr. Hartman konstruierte Unterseefernseher, der auf Grund der mit dem ersten gemachten Erfahrungen gebaut wurde.

zelle 10, deren elektrische Schwingungen durch ein Kabel 19 nach oben zum Schiff geleitet werden, wo sie in einem Wiedergabeapparat wieder in ein Bild umgewandelt werden.

Die zweite Linse 7 leitet das Außenbild durch ein Prisma 11 in die elektrisch angetriebene Kinofilmkamera 12. Da der ganze Apparat leichter als das verdrängte Wasser ist, wird er von einem Propeller 14, der durch den Elektromotor 13 in Rotation versetzt, in die Tiefe gezogen. Tritt ein Kabelbruch ein, so steigt er infolge seines Auftriebs selbsttätig zur Oberfläche. Der Motor 13 arbeitet mit niedriger Stromspannung, um Kurzschluß durch Seewasser zu vermeiden. Über der Kugel befindet sich ein mit Druckluft gefüllter Zylinder, dessen hochgespannte Luft in größeren Tiefen durch ein Ventil 16 die Druckluft im Innern der Kugel 1 erhöht, um deren Widerstand gegen den Wasserdruck zu verstärken. Diese Luft kann beim Steigen durch ein Sicherheitsventil 20 entweichen. 18 sind Leuchtröhren, um die Illumination unterm Wasser noch brillanter zu gestalten.

Der Hartmansche Unterseefernseher, der hier nur in seinen Hauptlinien beschrieben wurde, kann auch beim Heben gesunkener Schätze sehr nützlich sein, da man damit nicht nur ihre genaue Lage sehen und photographisch aufnehmen kann, sondern auch alle wichtigen Hebearbeiten und so weiter, ob mittels mechanischer Hilfsmittel oder durch Taucher, wie in einem Film beobachten und dirigieren kann. Jede Verbesserung im Fernsehen kann natürlich auch hier angewendet werden.



Johann Friedrich Böttgers Schicksal

Von Toni Rothmund

Mit 2 Aufnahmen von Photothek



In diesem Jahre feiert man den zweihundertfünfzigsten Geburtstag des Mannes, der das Porzellan erfand — oder besser, dem es gelang, als erster in Europa Porzellan zu machen, nachdem das Geheimnis der Porzellanherstellung jahrhundertlang von den Chinesen sorgsam gehütet worden war. Steht man vor seiner Büste in der Staatlichen Porzellanmanufaktur in Meissen, so sieht man den schönen und geistvollen Kopf eines zu früh gealterten Mannes mit einem zahnlosen Mund und mit Falten, die sich wie Leidrunen tief in sein Gesicht gegraben haben. Man sieht vor einem der beraubtesten Menschen seiner Zeit.

Im Alter von neunzehn Jahren — ein zukunftsgläubiger, lebensfroher Student, ein genialer Kopf, ein ideenreicher Geist — wurde er verhaftet und eingesperrt, damit er einem habgierigen Fürsten Gold mache; wenn es ihm nicht gelänge, sollte er aufgehängt werden. Von den vierzehn Jahren, die er gefangensaß, lebte er sieben in beständiger Angst vor Marter und Galgen. Als er im siebenten Jahre seiner Gefangenschaft seine großen Erfindungen machte, erhielt er trotzdem nicht die Freiheit dafür.

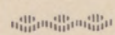
Büste Böttgers aus dem Jahre 1810 in der Staatl. Porzellanmanufaktur in Meissen.

unter zwei Geistlichen und seinem Chef, eine gelungene Transmutation gemacht und aus dreizehn Silbergroschen ein Stück Gold hergestellt. Die Kunde davon durchlief wie ein Lauffeuer die Stadt, der junge Adept wurde in die ersten alchimistischen Kreise Berlins aufgenommen, Kredit wurde ihm förmlich aufgedrängt, die Zeitungen bemächtigten sich der Angelegenheit, und schließlich kam die Kunde unglückseligerweise dem König von Preußen, Friedrich I. zu Ohren, der damals vor dem Spanischen Erbfolgekrieg stand und notwendig Geld brauchte.

Wie Böttger damals das Scheinwunder vollbrachte, ist nie herausgekommen. Aber er hat später oft erklärt, daß er niemals habe Gold machen können, und wir dürfen ihm dies ohne weiteres glauben. Als nun der König Friedrich eine Probe seiner Kunst zu sehen begehrte, da ergriff er schleunigst die Flucht, und sie gelang ihm auch, trotzdem der König tausend Dukaten, eine damals unerhört hohe Summe, auf seine Herbeischaffung setzte.

Böttger wandte sich nach Wittenberg und ließ sich dort als Student der Chemie immatrikulieren. Der König von Preußen war wütend, daß man „einen so nützlichen Kerl hatte ehappieren lassen“, und schickte ein Militärkommando hinter ihm her, um ihn zurückzuholen. Das ging nun nicht so ohne weiteres. Man konnte zwar das Wittenberger Kreisamt veranlassen, den Böttger zu verhaften, aber nicht ihn auszuliefern, besonders, da dieser sich als sächsischer Untertan unter den Schutz des Kurfürsten von Sachsen und Königs von Polen, August des Starken, stellte.

Es ist nun für uns Heutige, die wir die Einfühlung in die Vergangenheit vielfach verloren haben, höchst erstaunlich zu lesen, wie sich zwei Könige um den Besitz eines kleinen Apothekergesellen stritten, sich Briefe schrieben und sich fast den Krieg erklärt hätten. Zieht man aber die damalige feste Überzeugung, daß die Erfindung möglich sei, in Betracht, so gewinnt man ein anderes Bild. Dann konnte Sachsen sich den Mann nicht entgehen lassen, der Gold zu machen verstand, und Preußens Anstrengung, ihn wiederzukriegen, ist ohne weiteres verständlich. Und auch die Freiheitsberaubung Böttgers dürfen wir nicht nach den heute errungenen Rechten und Gesetzen beurteilen. Der Fürst

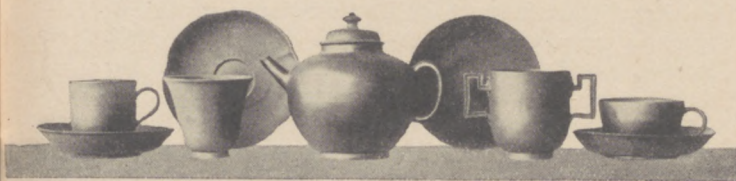
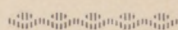
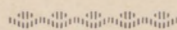


Gefäße, Kannen, Tassen und Vasen aus der Böttgerzeit

war absolut, der Untertan gehörte ihm mit Leib und Leben an. Der Fürst hatte das Interesse des Landes wahrzunehmen, und in diesem Interesse lag es, daß das Rezept zur Goldbereitung unbedingt geheimgehalten wurde. So mußte also der junge Böttger gefangengehalten werden, da man in ihm den Besitzer eines gleichermaßen bedeutenden wie auch gefährlichen Geheimnisses sah.

Andererseits stelle man sich vor, welche Empfindungen die Opfer dieser Politik durchströmten. Das Schicksal der falschen Adepten war fürchterlich. Folter und Galgen waren ihr Los, und daß der Galgen mit Flittergold behängt wurde, war nur Hohn, kein Trost für sie. Um sich vor dieser schrecklichen Justiz zu retten, mußte Böttger das in Berlin in Übermut und Keckheit begonnene Spiel in tödlicher Verzweiflung zu Ende spielen, mußte die Meinung, als sei er im Besitz des kostbaren Geheimnisses, sieben lange Jahre hindurch aufrechterhalten.

Die Furchtbarkeit dieser Zeit können wir Heutigen nur schwer nachempfinden. Aber wir können verstehen, warum der eingesperrte Mensch in Trübsinn verfiel, der mit Ausbrüchen von Lobsucht unterbrochen war, es erschüttert uns, seine ewigen flehentlichen Bitten um Freiheit zu lesen, und wir begreifen endlich auch die verzweifelte Frechheit, mit der der Todestänzer schließlich mit allen sein Spiel trieb, mit dem König, den Ministern und den Schranzen. Es war eine Erlösung für ihn, als man



in der Staatl. Porzellanmanufaktur in Meißen.

ihn im Jahr 1705, als die Schweden in Sachsen einfielen, mit den andern Staatschätzen auf die uneinnehmbare Festung Königstein brachte. Hier brauchte er nicht zu laborieren, durfte aber keinen Schritt ohne Wächter aus seinem Zimmer tun. Sein Name durfte nicht ausgesprochen werden, in den Akten wurde er „der Bewußte“ oder „der Berliner Kerl“ genannt. Er war bei den Vergessenen, den lebendig Begrabenen.

Daß seine Keckheit und sein Jugendübermut damals noch nicht ganz gebrochen war, geht aus dem Treiben auf dem Königstein hervor, das bald nach seiner Einlieferung anhub. Die politischen Gefangenen waren in der Georgenburg untergebracht. Es gelang nun dem Böttger, die Wände zu den andern Zellen zu durchbrechen und mit den Gefangenen in persönlichen Verkehr zu treten. Es wurden mit Hilfe der bestochenen Wächter Konzerte gegeben, es wurden Spiele gespielt, Zeitungen geschrieben, Gedichte auf vorgeschriebene Endsilben gemacht und anderer harmloser Zeitvertreib mehr. Weniger harmlos war ein Flucht- und Staatsstreichplan, den die hier eingeschlossenen Diplomaten und adligen Staatsverbrecher schmiedeten, und wozu ihnen Böttger behilflich sein sollte. Anfangs war er dessen willig. Schließlich mag ihn entweder Zweifel an der Durchführbarkeit des Planes oder Schauder vor der furchtbaren Flucht über die steilen Abflurze des Königsteins bewogen haben, von dem Unternehmen abzustehen. Er verriet sogar ohne Bedenken alle Verschworenen. Ehe er nun

Es wird sich niemals genau feststellen lassen, was in den entscheidenden Tagen zwischen Tschirnhaus und Böttger verhandelt worden ist. Doch zahllose Papierfetzen, mit Notizen bekräftelt, die aus diesen Tagen stammen und die auf das Porzellan Bezug haben, weisen darauf hin, daß Tschirnhaus seine Erfahrungen und Vorarbeiten dem Böttger zur Verfügung gestellt hat, vielleicht um ihn zu retten, denn man weiß, daß er den genialen Menschen liebhatte.

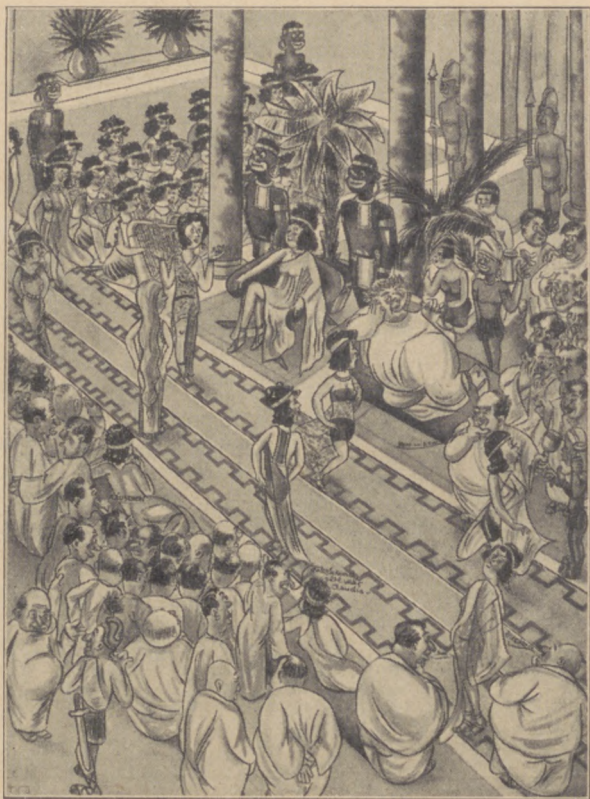
Böttger begab sich nun ans Werk. Nach dem siebenjährigen Laborieren aus dem vollen war er mittlerweile der bedeutendste Chemiker seiner Zeit geworden, und seinem Genie gelang tatsächlich, zu finden, was der lebenslangen Arbeit Tschirnhausens nicht geglückt war, die Herstellung des Porzellans. Er nahte sich der Lösung des Problems durchaus von der keramischen und nicht, wie die andern, von glastechnischer Seite. Er setzte einer schwererschmelzenden Erde eine leichtschmelzende zu. Damit hatte er im Prinzip das Geheimnis entdeckt. In rastlosem Eifer gelang ihm, das rote Steinzeug, von ihm Jaspisporzellan genannt, zu erfinden und zu veredeln, zu glasieren, zu schleifen, es zu plastiken zu verarbeiten. Unermüdlich arbeitete er an der Verbesserung seiner Erfindungen, unermüdlich suchte er das weiße Porzellan zu schaffen. Ein Zufall spielte ihm die Schneeberger Erde, das Kaolin, in die Hand, einen Ton, der sich weiß brannte. Mit diesem gelang die Herstellung des weißen Porzellans. Tschirnhaus erlebte diesen Triumph seines Schütlings nicht mehr, er starb im Jahre 1708. Sein Tod stürzte Böttger in eine solche Verzweiflung, daß er drei Wochen lang nur weinte, nicht arbeiten konnte und ernstlich erkrankte.

August der Starke hatte für die neue Erfindung sofort das größte Verständnis und setzte sich für ihre Auswertung mit aller Kraft ein. Da sich das Laboratorium auf der Jungfernbastei bald als zu klein erwies, wurde die Manufaktur auf die Albrechtsburg nach Meißen verlegt, wo sie bis vor dem Kriege noch geblieben ist. Böttger blieb auf der Bastei und leitete von dort aus die Fabrik in Meißen. Die Freiheit gab man ihm auch jetzt noch nicht, doch wurde seine Haft nun sehr erleichtert. Er erhielt



Der Schwarzfahrer.

Nach einer Zeichnung von Friedrich Bach.



Die neuesten Modelle im alten Rom.

Nach einer Zeichnung von Kurt Flemig.
Bavariaverlag, München-Gauting.

und im alten Berlin



Wie vor fünfundzwanzig Jahren der Hosenrock in Berlin vorgeführt wurde.

Nach einer Aufnahme von Atlantic.



Ein Zukunftsbild:

Verein der letzten Fußgänger.

Nach einer Zeichnung von Kurt Wolfes.
Bavariaverlag, München-Gauting.



Die Tscheka bei der Arbeit

Von G. Agabekow

Auffehererregende Enthüllungen eines leitenden Tschekafunktionärs sind im Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart unter dem obigen Titel erschienen. (Kartoniert 3 Mark 60 Pfennig.)

Der Verfasser war 1920 bis 1930 verantwortlicher Mitarbeiter der Tscheka und in letzter Zeit sogar als Stellvertreter des allmächtigen Trilisser, des Chefs der Auslandsabteilung der Tscheka, tätig. Sein Buch ist die erste sachliche, von Schauer märchen freie und daher umso stärker wirkende Darstellung der Arbeitsmethoden der Tscheka auf dem Gebiet der Außenpolitik. Hier werden zum erstenmal die Zusammenhänge bloßgelegt, die zwischen der Sowjetregierung und der III. Internationale bestehen. Gleichzeitig wird die Zusammenarbeit zwischen dem Kommissionsrat für auswärtige Angelegenheiten und der Tscheka bestätigt und dargelegt, wie der über das ganze Ausland ausgedehnte Apparat der Tscheka für die Verwirklichung der außenpolitischen Ziele der Sowjetunion eingesetzt wird. Der nachfolgende Abschnitt ermöglicht einen Einblick in die Arbeit der Tscheka in Persien, wo der Verfasser der Sowjetrussischen Gesandtschaft in Teheran als Attaché zugeteilt war.

Im Korridor begegnete mir der Legationsrat Loganowski, der mich begrüßte und für ein paar Minuten in sein Zimmer bat. Trotz seinen zweiunddreißig Jahren war Loganowski ein genau so alter Tschekist wie ich. Er war Resident der GPU in Warschau und Wien gewesen und für seine erfolgreiche Tätigkeit bereits mit dem Orden der Roten Fahne belohnt worden. Nach seiner Rückkehr nach Rußland ernannte Trilisser ihn zu seinem Gehilfen; aber dem selbständigen und aktiven Loganowski fiel es schwer, mit dem ruhigen und vorsichtigen Trilisser zu arbeiten. Er verließ die Auslandsabteilung der GPU und ging in das Außenkommissariat über, wo er über ausgezeichnete

Beziehungen verfügte. Aber die spezifische Tschekaarbeit war ihm derart zur Gewohnheit geworden, daß er sich in die reguläre diplomatische Tätigkeit nicht einarbeiten konnte und immer noch zur Tscheka neigte. Wir beide waren daher sehr befreundet und hielten fest zusammen.

„Hier, sieh mal“, sagte Loganowski, indem er aus seinem Geldschrank eine Zeichnung herausnahm und sie auf dem Tisch ausbreitete, „das ist ein Plan der Bohrtürme im Bezirk Maidane Naphthum, der von der Anglo-Persian Oil Company ausgebeutet wird. Diese Kreise hier sind die Zeichen für Bohrtürme, deren sich viele Hunderte in diesem wohl reichsten Ölbezirk befinden. Diese Linie hier ist die Ölleitung, durch die von den Engländern ohne geringste Schwierigkeiten ungeheure Mengen gewonnen werden. Sechzig Prozent der englischen Flotte werden mit den Ölvorräten dieser Gesellschaft gespeist.“

„Das ist mir alles bekannt“, unterbrach ich ihn. „Wozu erwähnst du es aber jetzt?“

„Das werde ich dir gleich sagen. Dein Informationsbetrieb ist glänzend organisiert, das will ich nicht bestreiten, aber glaubst du nicht, daß diese Tätigkeit, so nützlich sie auch sein mag, keine richtige Arbeit ist? Deine Berichte gehen nach Moskau, dort werden sie vervielfältigt, vielleicht von ein paar Leuten gelesen und füllen nur das Archiv. Das ist doch keine richtige Arbeit. Wenn man aber hier auf irgend eine Weise die Ölgewinnung unterbinden würde, so wäre das für England ein unermesslicher Schaden und somit eine von unserm Standpunkt wichtige und bedeutende Tat“, erklärte begeistert Loganowski.

„Mein Lieber,“ entgegnete ich ihm lächelnd, „ich habe auch schon an die Vernichtung der Bohranlagen gedacht, aber nur für den Fall eines Krieges mit England, und habe mich sogar bei den Fachleuten über die besten Möglichkeiten erkundigt. Man sagte mir aber, daß selbst der erfolgreichste Flugangriff nur einen geringen Teil der Anlage vernichten würde und die Ölgewinnung doch nicht unterbinden könnte.“

„Es ist doch gar nicht nötig, daß die ganzen Anlagen vernichtet werden“, rief Loganowski, von seinem Plan immer noch be-

geistert, aus. „Wichtig ist, daß das gewonnene Öl nicht zu den Engländern gehen soll, und das kann man erreichen, indem man nur die Rohrleitung an einigen Stellen zerstört. Die angerichteten Schäden würden so schnell nicht wieder gutzumachen sein. Gestern bekam ich aus Schiras von unserm Konsul Batmanow einen Bericht, in dem ich die Lösung dieses Problems gefunden habe. Batmanow schreibt uns nämlich, daß in diesem Ölbezirk zwei große Stämme, die Haftlanger und die Tschaarlanger wohnen, die sich gegenseitig stets bekämpfen, weil sie einander die Subventionen nicht gönnen, die ihnen von der Ölgesellschaft gezahlt werden. Diese beiden Stämme könnten wir eigentlich benutzen, um einen Krieg anzuzetteln, im Laufe dessen wir Wege finden könnten, um die ganzen Anlagen zu zerstören.“

„Der Gedanke ist nicht schlecht, man muß nur ein genaues Memorandum ausarbeiten und um die Zustimmung Moskaus bitten“, sagte ich nachdenklich und verabschiedete mich von ihm.

In meiner Kanzlei war Makarian damit beschäftigt, aus den Meldungen der einzelnen Agenten einen zusammenhängenden Bericht anzufertigen. Ich half ihm dabei, dann gingen wir in meine Privatwohnung, um Tee zu trinken.

„Heute hatte ich ein interessantes Gespräch mit Loganowski“, erzählte ich meinem Gehilfen. „Er schlägt nämlich vor, Agenten in den Stämmen des südlichen Persiens zu gewinnen, damit man im Falle eines Krieges die Ölanlagen zerstören könnte.“

„In Moskau hat man auch schon darüber gesprochen, daß für den Fall eines Krieges eine vollkommen geheime Organisation der GPU in den betreffenden Gebieten vorbereitet werden müsse. Besonders war man nach dem fünften Kongreß der Komintern davon überzeugt, daß ein Krieg mit England, das heißt mit der Koalition der Imperialistischen Großmächte, unvermeidlich sei. Von diesem Gedanken ausgehend, hatte man auch im Prinzip beschlossen, die Organisation der GPU in den Grenzgebieten auf eine konspirative Basis zu stellen“, teilte mir Makarian mit, der erst unlängst aus Moskau gekommen war.

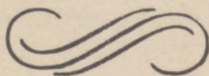
„Worin drückt sich denn diese Vorbereitung aus?“ fragte ich ihn.

„Das werde ich gleich erklären. Bisher waren unsere Residenten in irgend einer Rolle den diplomatischen Vertretungen zugeteilt. Da nunmehr anzunehmen ist, daß im Falle eines Krieges unsere Gesandtschaften verhaftet oder im besten Falle interniert werden, so hat man jetzt angefangen, illegale Residenten ganz abseits von den diplomatischen Vertretungen einzurichten. Wenn also der offizielle Resident zusammen mit der Gesandtschaft in der einen oder andern Weise unschädlich gemacht wird, so nimmt der vorher von ihm eingeführte illegale Resident die Arbeit auf, ohne daß das ganze System auch nur im geringsten beschädigt wird. Dieses Schema ist von Trilisser selbst ausgearbeitet worden und soll jetzt ohne Verzug angewendet werden“, erzählte mein Gehilfe. „In Europa sind bereits überall solche illegale Residenten stationiert. Nach der Türkei hat man jetzt Blumkin geschickt, der die ganze Arbeit in den arabischen Ländern leiten soll.“

„Ich sehe nicht ein, warum wir nicht auch in Persien eine solche illegale Tschekaorganisation ins Leben rufen sollten“, meinte ich darauf. „Für den Fall eines Krieges fehlt uns in bezug auf das Verhalten der persischen Regierung jegliche Sicherheit. Dann könnte auch die Arbeit unter den Stämmen im südlichen Persien und Kurbistan ganz anders organisiert werden, wir könnten dort illegal eindringen und tun, was wir wollen, ohne daß unsere Regierung irgend eine Verantwortung dafür zu tragen brauchte.“

„Schlag dies doch Moskau vor!“ meinte Makarian. „Ich wäre zum Beispiel sofort bereit, illegal unter den Kurden zu arbeiten.“

„Gut, wir werden ein ausführliches Memorandum ausarbeiten und die ganze Frage von diesem Gesichtspunkt aus behandeln“, stimmte ich dem Vorschlag meines Gehilfen zu. „Es wäre gut, wenn du mir für diesen Bericht sämtliche Unterlagen über die einzelnen Stämme Persiens zusammenstellen würdest.“





Witz Scherz Humor

Gast: „Das Essen ist völlig ungenießbar, rufen Sie, bitte, sofort den Wirt.“

Ober: „Lassen Sie den ruhig, wo er ist, der ist heute auch ungenießbar!“



„Wenn die Sternlein am Himmel stehen, müssen die Kinder zu Bett. Schau, Bubi, da blinkt schon ein Sternlein durchs Fenster...“

„Ach Gott, Mama, wegen dem einen...“



„Ich verstehe nicht, wie du wieder so lange im Wirtshaus sitzen konntest.“

„Aber, liebe Else, über Dinge, die man nicht versteht, soll man bekanntlich auch nicht sprechen.“



Der neue Stift tritt an.

„Anna, haben Sie den Goldfischchen schon frisches Wasser gegeben?“

„Nein, gnä' Frau, sie haben doch das alte noch nicht ausgetrunken.“



„Das ist ja unglaublich!“ schimpft die Mutter. „Hast du denn den ganzen Kuchen allein aufgeessen, Willi? Hast du gar nicht an deinen Bruder gedacht?“

„Doch, Mama, immerzu, ich hatte aber Angst, daß er dazu kam, ehe ich fertig war!“



„Wozu halten Sie eigentlich die Kaninchen?“

„Ich möchte meiner Frau einen Pelzmantel züchten.“



„Papa, laß mir in Zirkus jehn!“

„Nee, mein Junge, so jehst det nich weita! Vorjestern Krach bei Onkel Paule, jestern hat's bei Frau Mulicke jebrennt, heite hat Nutta det neie Porzellan zerteppert, un morjen schon wieda een Bajniejen? Nee!“



„Daß du der Kellnerin ein so großes Trinkgeld gegeben hast, kann ich nicht verstehen.“

„Na, dann sieh dir mal den fabelhaften Mantel an, den sie mir vom Ständer gebracht hat!“



„Ihr Köter hat gestern meine Schwiegermutter ins Bein gebissen!“

„Nicht wahr, man sollte kaum glauben, daß ein so kleiner Hund so viel Mut hat!“



„Man gebe der Welt sein Bestes, und man wird es vielfältig zurückerhalten!“

„Stimmt, mir ist es mit meiner gesammelten Lyrik auch so gegangen.“



Wie ein früherer Tagameterführer seinen Besuch vom Bahnhof zur Wohnung führte.

*

„Herr Doktor, sagen Sie mir, bitte, ohne Umschweife, was mir eigentlich fehlt.“

„Das ist schnell gesagt. Sie rauchen und trinken zuviel!“

„Schön; nun sagen Sie mir noch die lateinischen Ausdrücke dafür, damit ich es meiner Frau sagen kann.“

Schloßbrände

Von Hans Dominik / Mit 2 Illustrationen

„Es liegt eine Stadt in Bergen drin,
der Neckar fließt nit weit dran hin.
Bei dieser Stadt am untern Eck,
da sie sich gegen Ausgang streckt,
ein herrlichs, fürstlichs Schloß tut schimmern,
mit seinen Mauern und Gezimmern,
ein überschönes, hochs Gebäu . . .“

Nikodemus Frischlin 1586.

Württembergs Hauptstadt, die ihren Namen von einem Fohlenhof oder Gestütsgarten herleitet, wird als „Stuttgart“ urkundlich zuerst im Jahre 1229 erwähnt. Wie so manche Stadt des alten Römischen Reiches Deutscher Nation entstand sie im Anschluß an eine bereits vorhandene Burg der Landesherren. Erst einmal — schon zur Zeit der Staufer im zwölften Jahrhundert — war das wehrhafte Schloß da, in dessen Schutz sich dann Bürger ansiedelten und die Stadt gründeten.

Die Jahrhunderte gingen dahin, die Stadt wuchs, und auch das Alte Schloß blieb nicht unverändert, denn immer ja zeichneten sich die deutschen Fürsten durch Baufreudigkeit aus. Fast jeder von ihnen erweiterte und baute aus, was er von den Vorgängern übernommen hatte. So kommt es, daß man bei fast allen Schlössern ältere und später hinzugebaute Teile unterscheiden kann. Auch das Alte Schloß in Stuttgart kündete von einer solchen sich durch die Jahrhunderte erstreckenden Baugeschichte. In den Jahren von 1320 bis 1687 gewann es die wundervolle und trotz der langen Bauzeit einheitliche Form, mit der es dann, ein Wahrzeichen Württembergs und der Zähringer, in das zwanzigste Jahrhundert kam.

Ein Bau, wie für die Ewigkeit gefügt. Trutzige meterstarke Mauern nach außen, wunderbare Bogengänge im Renaissancestil nach innen dem Hof zugewendet. Ein ganzer Eichenwald zwischen dem Gestein in die starken Decken und das Dachgestühl



Der Brand des Alten Stuttgarter Schlosses.

Nach einer Zeichnung von Prof. A. Eckener, einem Bruder
des weltberühmten Luftschiffführers.

eingebaut. Das ganze ein Meisterwerk deutscher Architektur von unersetzlichem Kunstwert, umwittert von großen Erinnerungen an die Geschichte des Schwabenlandes.

Doch der Weltkrieg kam und nach ihm der Umsturz. Die neue Zeit hatte wenig Sinn für romantische Vergangenheit und machte das Alte Schloß für Bürozwede nutzbar. Damit aber entstand ihm eine Gefahrenquelle, die hier wie auch an leider so vielen andern Stellen die Ursache einer Katastrophe werden sollte. Ofenanlagen, elektrische und Gasleitungen, die sich unsern modernen Eisenbetonbauten ohne weiteres zweckdienlich einfügen, bedeuten in solchen alten Baudenkmalern von der Art des Stuttgarter Schlosses nicht nur stilistisch, sondern auch technisch einen Anachronismus. Es liegt nun einmal in der Natur eiserner Kanonenöfen, mit denen zurzeit Hunderte von Wachstuben und Bürozimmern in „nutzbar gemachten“ alten Schlössern ausgestattet sind, daß gelegentlich kleine Stückchen glühender Kohle aus ihnen herauspringen. Harmlos ist das bei einem modernen fugenlosen Fußboden. Verhängnisvoll aber wird es, wenn dieser Boden aus hundertjährigen Bohlen mit breiteren Rissen dazwischen besteht. Dann findet solch glühendes Korn wohl leicht seinen Weg durch die Dielen hindurch in die Deckenfüllung, die nach der Urväter Weise aus Stroh, Spreu und Lehm besteht. Tage, ja Wochen hindurch kann es dann hier im verborgenen schwelen und glimmen, bis das gefährliche Element sich sattgefressen hat und plötzlich riesengroß hervorbricht.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch die schwere Brandkatastrophe des Alten Stuttgarter Schlosses auf die gleichen Ursachen zurückzuführen ist. Sie ereignete sich um die Wintersonnenwende des Jahres 1931, zu einer Zeit also, zu der Öfen und Heizanlagen am stärksten angestrengt zu werden pflegen. Auch im Alten Schloß zu Stuttgart hatte es vorgespukt. Schon Tage vorher hatte man an mehreren Stellen einen brandigen Geruch wahrgenommen und ihn auf schadhafte Kamine geschoben. Schornsteinfeger wurden hinzugezogen und einige Ausbesserungen vorgenommen. Der Geruch ließ nach, und man glaubte, jede Gefahr sei gebannt.

Am 21. Dezember gegen halb neun Uhr morgens bemerkte man aber in den Zimmern des Polizeikommandos im Alten Schloß wiederum Rauch, der aus allerlei Ritzen hervordrang. Man glaubte zunächst, daß die Erscheinung mit dem Anheizen der Öfen zusammenhänge, umso mehr, als der Rauch bald wieder verschwand. Doch zwei Stunden später traten plötzlich stärkere Schwaden auf. Jetzt befürchtete man einen Kaminbrand und alarmierte die Feuerwehr. Diese entdeckte einen Deckenbrand im östlichen Teil des Alten Schlosses. Was ein solcher Deckenbrand aber zu bedeuten hat, wird klar, wenn man sich die riesigen Holzmassen vergegenwärtigt, welche die alten Baumeister in das Deckengebälk einzubauen pflegten, und sich ferner der gefährlichen Deckenfüllungen erinnert. Dabei aber war die Feuerwehr hier noch durch andere Rücksichten gehemmt. An der alten Decke, in welcher der Brand schwelte, hing eine Stuckdecke, die mit wertvollen aus dem siebzehnten Jahrhundert stammenden Malereien verziert war. Ließ man sofort die volle Wucht des Wassers auf die Decke los, waren diese kostbaren Gemälde verloren. Man versuchte daher zunächst Löcher zu schlagen und vorsichtig vorzugehen. Aber schon bei den ersten Artschlägen zeigte es sich, daß die Gefahr viel größer war, als man geahnt hatte. Nach jedem Schlag brachen die hellen Flammen hervor, und als man jetzt rücksichtslos Wasser gab, stürzte die ganze Decke in sich zusammen. Sehr lange schon, vielleicht schon viele Tage, mußte die Glut hier gefressen haben, um die mächtigen Balken so weit zu veraschen, daß sie so plötzlich zusammenbrachen.

Nun breiten sich das Feuer und, was fast noch schlimmer ist, der gefährliche, das Leben der Feuerwehrleute bedrohende Rauch unheimlich schnell aus. Nur noch mit Gasmasken kann man in die bedrohten Räume vordringen, und trotzdem gibt es zahlreiche Rauchvergiftete. Dramatisch überstürzen sich jetzt die Ereignisse. Schon um 12.30 ist der Brand so weit vorgeschritten, daß den Schloßfenstern über der Terrasse am Karlsplatz dicke Rauchwolken entströmen. Um 12.45 haben sich die Flammen bis zu den Mansarden durchgefressen. Um ein Uhr drückt der

Qualm durch die Dachziegel nach außen. Schon brechen hier und dort kleine Flammen hervor, werden immer größer, und kurz nach ein Uhr steht das ganze Dach des Ostflügels in hellen Flammen. Unter der Wirkung der Glut zerplatzen die heißen Ziegel und stürzen in Mengen in die Tiefe, eine neue Bedrohung für die Feuerwehrleute, von denen bereits zwanzig mit Rauchvergiftungen im Krankenhaus liegen.

Um 1.40 stürzt ein Teil des Daches und des verkohlten Dachstuhles über dem Mitteleingang in den Hof hinab. Mit knapper Not entgehen einige Feuerwehrleute und Schupos dem Tode. Um 1.45 steht auch der Nordostturm in hellen Flammen, um 2.10 bricht der Turmsaal in sich zusammen. Kurz vor zwei Uhr springt das Feuer auf den Nordturm über, um zwei Uhr bricht dessen Dachstuhl nieder.

Unaufhaltsam vollzieht sich dieser Siegeszug des feurigen Elementes, obwohl die Feuerwehr aufopfernd kämpft und ständig aus vierundzwanzig schweren Rohren Wasser gibt. Es ist, als spottete die wabernde Lohe dieser unendlichen Wassermengen, welche die Motorsprizen in jeder Sekunde in die Höllenglut schleudern. Das Wasser scheint zu verdampfen, bevor es noch die brennenden Holzkonstruktionen zu erreichen vermag.

Um 2.45 stürzt mit furchtbarem Getöse der Dachstuhl des Mitteltrakts zusammen. Seine brennenden Balken entzünden die darunter liegenden Fußböden, und langsam frisst sich das Feuer hier nach unten durch. Um 3.45 stürzt der Giebel des Mittelbaues an der Ecke zum nördlichen Bau in den Hof hinab und begräbt drei Feuerwehrleute unter sich. Nur einer kann schwerverletzt geborgen werden, die andern gelten für verloren. Der ganze Mitteltrakt ist jetzt ein Flammenmeer. Die Bemühungen der Feuerwehr müssen sich darauf beschränken, ein Überspringen des Brandes auf den südlichen Schloßteil zu verhüten.

So kommt die Nacht. Scheinwerfer erhellen das schaurige Bild. Schon sind die Feuerwehren der benachbarten Städte und Dtschaften zu Hilfe gekommen. Unablässig werfen sie von allen Seiten her Wasserstrahlen in das Feuermeer, und um Mitternacht beginnt man aufzuatmen. Es scheint jetzt, als ob die stärkste Wut



BRANDVISION.

NACH EINER ZEICHNUNG VON SASCHA KRONBURG.

des Feuers gebändigt ist, so daß man hoffen kann, den Südostturm zu retten. Aber lang ist die Verlustliste der tapfern Kämpfer. Zweiundzwanzig liegen an Rauchvergiftungen danieder, fünf- unddreißig haben leichtere Verletzungen erlitten und mehrere werden vermißt.

Immerhin, das Schwerste scheint überstanden zu sein. Die Morgenzeitungen vom 22. Dezember melden: „Der Hauptteil des Alten Schlosses gerettet!“ Doch der kommende Tag straft die Nachricht Lügen. Trotzdem sich aus Duzenden von Rohren eine Flut über den Südostturm ergießt, findet die gefräßige Flamme den Weg in sein Inneres. Schon strömt Qualm aus allen seinen Fenstern, schon züngelt es rot aus seinem Dachgestühl. Und weiter springt die Flamme in den Südflügel, frißt sich satt und groß. Bereits kurz nach elf Uhr vormittags stürzt auch ein Teil des Südflügels in sich zusammen. Auch jetzt trifft der glühende Steinschlag Menschen, und zwei Feuerwehreute können nur als Leichen geborgen werden. Aber durch diesen letzten Niederbruch hat sich das Feuer den Zugang zur weitem Nahrung selbst abgeschnitten. Durch den Einsturz ist eine schützende Zone für die südwestlichen Teile des Alten-Schloß-Baues entstanden, und nun endlich können die unendlichen Wassermengen sich löschend auswirken.

Von der fast unvorstellbaren Wut dieses gewaltigsten Brandes der letzten Jahre erhält man vielleicht einen Begriff, wenn man die Größe der Wassermengen betrachtet. Jedes der großen A-Rohre der Motorpumpen schleudert in der Minute 1,3 Kubikmeter Wasser in den Brand. Am Südostturm arbeiteten drei solcher Rohre und warfen in jeder Stunde eine Viertelmillion Liter in die Glut. Trotzdem fraß das Feuer sich hier seinen Weg bis in den Südtrakt.

Jetzt endlich, schon neigt der zweite Tag der Katastrophe sich zur Nacht, gewinnen die Wassermassen die Übermacht. Wohl schwelt noch immer hier und dort die rote Lohe auf und zeigt, daß der schlimme Feind sich immer noch nicht ergeben will. Aber die unversehrten westlichen und nordwestlichen Teile des Alten Schlosses dürfen doch jetzt endlich als gerettet gelten.

Die zweite Nacht verstreicht. Immer noch bleibt die Brandstelle durch Scheinwerfer erleuchtet. Immer wieder müssen die Motorpumpen ihre Strahlen auf die ungeheure Trümmerstätte werfen, wenn hier und dort das traurige Schwarz des verkohlten Holzwerkes wieder in Rot übergeht, das Wiederaufflammen eines Brandherdes sich ankündigt. Am Morgen des 23. Dezember melden die Tageszeitungen: „Der Brand im Stuttgarter Alten Schloß ist noch nicht ganz gelöscht, aber ein Übergreifen auf die noch unversehrten Teile des Schlosses ist wenig wahrscheinlich.“ Man war vorsichtig geworden nach der bitteren Enttäuschung des vorangegangenen Tages, man hielt ein drittes Wiederausbrechen des Brandes noch für möglich. Glücklicherweise traf diese Befürchtung nicht zu. Aber noch viele Tage der Festwoche zwischen Weihnachten und Neujahr mußten starke Brandwachen bei der Schloßruine bleiben, bevor das Feuer wirklich vollkommen tot war.

Eine Ruine stand nun an der Stelle des alten schönen Baues, welche die vielen Besucher der Brandstätte unheimlich an die Heidelberger Schloßruine erinnerte. Eine gefährliche Ruine, von der jeden Augenblick weitere Teile der vom Feuer mitgenommenen Umfassungsmauern einstürzen konnten. Ein Bild des Grauens und der Verwüstung! Unersehbliche Kunstwerte sind in diesem großen Feuer vernichtet worden. Sollte man sich dazu entschließen, das Schloß in der alten Gestalt wieder aufzubauen, so würde es doch nie wieder das alte sein, sondern ein Neubau aus unsern Tagen, dem der goldige Schimmer der Romantik und der Edelrost der Geschichte fehlen. Niemals läßt sich diese Zerstörung wieder gutmachen.

Das große Feuer in Stuttgart ging uns Deutsche vielleicht am nächsten an, aber es war keineswegs das einzige seiner Art. Unheimlich lang ist die Liste ähnlicher Katastrophen. Über sechzehn Schloßbrände verzeichnet allein das Jahr 1931. Nachdem bereits im Jahr 1930 ein Flügel des Hohenheimer Schlosses, des einstigen Sitzes der Reichsgräfin Franziska von Hohenheim, dem Feuer zum Opfer gefallen war, begann das Unglücksjahr 1931 mit dem Brande des wundervollen Schlosses Werfen bei Salzburg,

das fast restlos vernichtet wurde. Fast gleichzeitig wurde Schloß Zworkau bei Ratibor ein Opfer der Flammen, und wenige Tage später brannten die Schlösser Beck bei Gladbeck und Morburg auf der Insel Usen nieder. Zur gleichen Zeit wütete die Flamme im tschechischen Bischofpalast in Königgrätz. Kurz danach brannte es in dem alten Schloß Battle Abbey in Suffer und in Schloß Zügen bei Schwedt. Im März wurde die Burg Freistritz in Osterreich durch Feuer schwer beschädigt, im April sank das Schloß Welen bei Münster in Schutt und Asche. Einen Tag später brach der große Brand im Blücherpalast in Berlin aus.

Diese Liste ist zu lang, um sich mit der beliebten Phrase von der Duplizität der Ereignisse erklären zu lassen. Ohne Zweifel liegt dieser Kette von Katastrophen eine tiefere Ursache zugrunde, die man heut auch ziemlich klar zu kennen glaubt. Es sind die mannigfachen, bereits im Anfang dieses Aufsatzes erwähnten Gefahren, die den alten Schlössern, Burgen und Kirchen durch den Einbau neuer technischer Anlagen entstehen und mit denen die mittelalterlichen Baumeister natürlich nicht rechnen konnten. Will man — und das wird sich schließlich nicht umgehen lassen — die Errungenschaften der modernen Technik in solchen alten Bauten nutzbar machen, so muß man auch die neuen Hilfsmittel heranziehen, welche die Technik unserer Tage gegen diese Gefahren geschaffen hat. Wir verfügen heut über mannigfache Brandschutzmittel, die dem Holz nur einfach aufgespritzt zu werden brauchen und es danach praktisch unverbrennlich und für jedes Feuer unangreifbar machen. Die Kosten eines solchen Schutzüberzuges, gleichviel ob es sich dabei um Zellon, um Intramon oder sonst eines der neuen Schutzmittel handelt, sind sehr gering, der Schutz aber ist ein absoluter. In der Tat hat man denn auch unter dem Eindruck der Brandkatastrophen des Jahres 1931 bereits an vielen Stellen begonnen, die Holzkonstruktion in älteren wertvollen Gebäuden mit diesen Mitteln zu schützen, und es steht wohl zu hoffen, daß dem Unheil dadurch Halt geboten werden wird.

Das befreiende Wort

Eine Dorferzählung von Plisch

Das Kefei war bald zwanzig Jahr auf dem Hof. Da stirbt der Bauer. Legt sich hin und stirbt seiner seligen Alten nach. Wie er merkt, daß es zu Ende geht, nimmt er das Kefei bei der Hand: „Kefei“, sagt er, „der Hof gehört dein, denn du hast allweil treu und brav gedient und sollst deinen Lohn haben.“ Das Kefei weint vor lauter Schmerz und Rührung. „Und noch eins, Kefei, nimm dir den Hans, den Knecht, zum Mann; er ist was Rechtes und hält die Sach' in Ordnung!“

Sie soll den Knecht holen. Aber der ist draußen beim Aekern. Bis die Dirn im Stall ihn herbringt, kraht der Bauer schon mit seinen Runzelhänden auf der Bettdecke herum, will aufstehen, aber die Augen werden gläsern, und er hat ausgelebt . . .

Lang ist es stad im Haus und traurig. Das Kefei schleicht umher, und wenn der Hans, der Knecht, nicht in der Früh beim Kaffee gesagt hätte: „Bäurin, was tun wir heut? Dreschen wir oder schauen wir nach den Kartoffeln?“, das Kefei hätt' selber kaum die Herrin gespielt. Sie, das arme Waisel, das der Bauer als christlicher Mann aufgenommen und großgezogen hat, sie jetzt als Bäurin! Nicht ein Sterbenswörtel hat ihr der Bauer von dem Vermächtnis vorher gesagt. Einen Haken hat das nur mit seinem letzten Wunsch, daß sie den Hans heiraten soll. Das Kefei tät ihn gern erfüllen, aber der Hans ist so ein schweigsamer Mensch. Er red't nicht viel. Und wenn er redet, dann ist's von der Muckl, der Kuh, die nicht recht fressen will, oder von den Gänsen, die doch langsam fett werden. Aber von ihr, von der Kefei, redet er nie!

Zweimal in der Woch' kocht sie jetzt dem Hans einen Haufen Zwetschgennudeln, weil das seine Leibspeiß' ist, und am Sonntag fragt sie ihn, ob er einen besonderen Wunsch hat wegen dem Essen. Das Kefei kocht gut, hält ihre Stuben und ihre Viecher sauber und ist ein gutes Leut.

Einmal meint das Kefei schüchtern, wie gut sie sich jetzt verständen, sie und der Hans. Da lacht der Hans und schaut sie freundlich mit seinen blanken Augen an, daß ihr ganz heiß ums Herz wird. Aber um die Welt kunnt sie ihm jetzt nicht beichten, was dem Bauern sein letzter Wunsch war; es würgt sie, wie sie anfangen will, und dann fällt ihr auch grad der reiche Metzger Konrad ein, der hat sie einmal ausgelacht und dann im ganzen Dorf verspottet — damals, wie sie auf dem Ball beim Franzlwirt gefragt hat, ob er sie später heiraten möcht'; sie war noch ein blutjunges Mädchel damals und noch nicht lang auf dem Hof, ein Waisel . . .

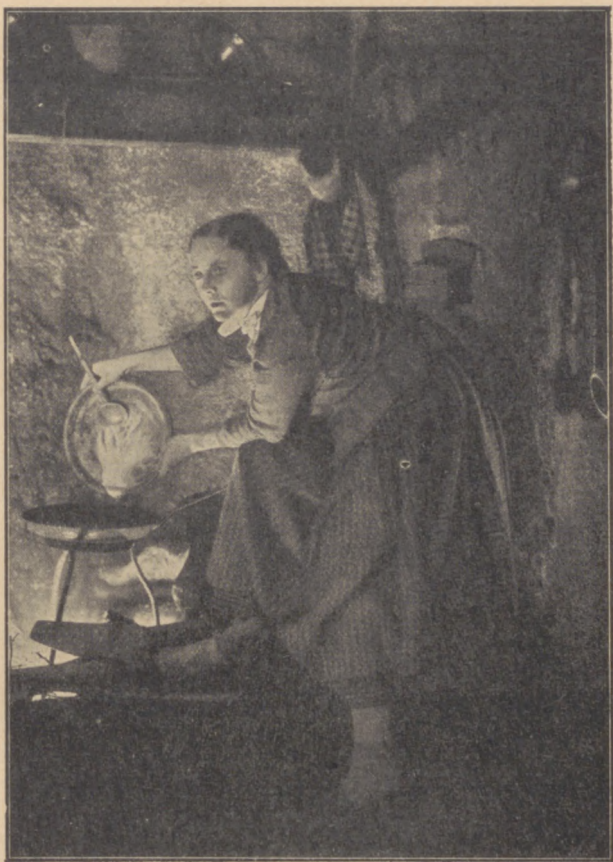
Der Hans packt herzhast zu bei seiner Arbeit und — das Kefei spürt's — er schafft noch mehr als früher zu Lebzeiten vom Bauern. Er slikt den Zaun und schreibt die Rechnungen, er dungt die Wiesen, werkt im Garten und kümmert sich um alles, auch ohne daß sie's angibt. Auf Kirchweih hat er die Haustür frisch lackiert und für die Tenne ein neues Einfahrtstor gezimmert.

„Das Haus bräucht' halt einen frischen Verpus, die Wetterseiten ist stark mitgenommen“, sagt er zum Kefei einmal nach Feierabend. Drauf lacht sie ihn an und meint geheimnisvoll: „Vielleicht, vielleicht wird alles recht bald neu!“

„Die Fensterläden wollt' ich ja gern selber streichen. Pözelement, dann hätten wir einen feinen Hof, was meinst, Kefei?“ Und der Hans reibt sich die Hände, als wär' er selber schon der Bauer.

„Wir!“ hat der Hans gesagt, „wir hätten einen feinen Hof.“ Jetzt bleibt ihr die Red' vom Bauern seinem letzten Willen erspart. Jetzt wird der Hans bald selber fragen. Und die Kefei wird glühend rot; ihr Herz schlägt so laut, daß sie Angst hat, der Hans hört es.

Aber der Hans hört es nicht und sieht auch nicht das glühende



Resei am häuslichen Herd.

NACH EINER AUFNAHME DER EMELKA.

Das befreiende Wort

Gesicht, weil es draußen dämmert; er spürt es nicht, wie das Kefei ein liebes Wort sagen will, und nicht, daß sie's wieder in der Kehle würgt. Er merkt nur, daß das Kefei nichts sagt, gar nichts. „Gar nichts!“ denkt er immer wieder. „Ich hab' zuviel gehofft.“ Und geht am selben Abend lang ins Wirtshaus.

Das Kefei aber hat beim Insbettgehen einen Einfall.

* * *

Wie der Hans den andern Tag am Fenster sitzt und seinen Kaffee lösselt, steht das Kefei am Herd und rührt die Suppen um.

„Ich mach gleich 's Essen fertig“, sagt sie, „ich fahr' heut in die Stadt.“

„In die Stadt?“ — Das Kefei war eigentlich nie in die Stadt gefahren.

„Ja, in die Stadt!“

Das Kefei hat sonst nie Heimlichkeiten gehabt . . .

Und das Kefei fährt in die Stadt.

* * *

Draußen und im Hans seiner Seele ist's trüb, wie er am nächsten Tag im Stall steht und ein Fremder auf den Hof zukommt. So ein halb Städtischer mit Gamsbart und Lederjoppe. Bis der Hans ihn richtig sieht hinter seinem Fenster, rennt schon das Kefei aus dem Haus und streckt dem Fremden lachend die Hand zum Gruß hin. Und das Kefei, blitsauber angezogen, redet eine Weile, dann macht sie sich mit dem Fremden auf und ins Dorf hinunter.

Dem Hans aber dämmert: wenn das Kefei den Städtischen kennt, dann ist sie gestern wegen ihm fortgefahren. Und da hat er vom Hof geträumt! Und vom Kefei! Aber nur nichts anmerken lassen, gar nichts.

Am Abend, wie das Kefei heimkommt und so wie immer ihr freundliches „Grüß Gott“ sagt, vergißt der Hans beinahe seinen Kummer. Nur wie sie dann beim Essen fragt, ob er es wohl riete, was sie gestern und heut angestellt hat, meint er harmlos — er zwingt sich, daß er es harmlos sagt —, sie wollten

es nachher bereden. Es müßte schnell zum Franzlwirt hinüber. Nur auf ein Glasl Schnaps. Mit seinem Magen sei's nicht in Ordnung.

Die Wirtin fragt ihn — er ist kaum zur Tür herinnen —, wer denn der fremde Mensch heut war, der dem Kefei gar so freundlich zugeredet hat, wie sie durchs Dorf gegangen sind. Aber der Hans weiß es nicht. Und weiß es doch jetzt erst genau, seitdem die Wirtin vielwissend zu ihrer Frage gezwinkert hat. Aus dem Glasl Schnaps werden zehne, und aus der einsamen Brüterei, zu der er sich hingesezt hat, wird ein Schwaz mit Sepp, dem jüngsten Wirtssohn, der Landkarten, Bücher und Papiere herbringt. Lang noch, nachdem die lezten aus dem Dorf heimgegangen sind, brennt über dem Tisch der zwei die Lampe ...

* * *

„Ich hab' was zum Reden mit dir“, sagt der Hans zum Kefei am andern Tag. „Ich möcht' gehen, ich möcht' mit dem Sepp nach Amerika, nach Südamerika; die Regierung drüben gibt Land und baut jedem sein Haus ...“

„Ich glaub, du spinnst“, sagt das Kefei bloß und möcht heulen, „hast's wohl zu Haus nicht schön genug gehabt?“

„Nix für ungut. Amerika war schon lang mein Wunsch, laß mich gehen!“

„Halt ich dich auf?“ Der Hans soll sie nicht im Dorf ver-spotten wie der Metzger Konrad.

„Dann geh' ich gleich. Du findst auf Lichtmeß einen andern Knecht. Nur um mein'n Lohn vom lezten Jahr tät' ich noch bitten.“

„Mein Gott, ich hab' kein Geld — oder doch — ja, in ein paar Tagen. Bleib noch so lang am Hof!“ bittet das Kefei.

„Ich möcht' beim Franzlwirt drüben wohnen; brauch' noch viel Rat und Hilf' vom Sepp. Schick mir das Geld hinüber! Und nix für ungut!“

Fort ist er. Das Kefei sinkt auf einem Stuhl zusammen.

* * *

Die Bäurin, das Kefei, ist krank. Matt sitzt sie auf der Ofenbank und zählt die Banknoten. Daneben hockt die Dirn. „Jetzt

hat er sein'n Kasten a fort", sagt die Dirn, wie das Kefei ihr den Lohn in die Hand zählt, den sie dem Hans hinüberbringen soll.

Auf einmal weint das Kefei, das sich immer tapfer gehalten hat, in seinen Schurz hinein. So gut hat sie gewirtschaftet mit dem Hans! Warum er fort ist? „s ist nix mehr seit er aus'm Haus ist. A Rechnung soll i a schreiben; i kann's ja net.“

Der Dirn tut das arme Kefei leid. „Ich werd ihn holen, daß er die Rechnung schreibt; das Geld gib du ihm“, sagt sie und läuft zum Franzlwirt. Die Bäurin wehrt's ihr nicht. —

Der Hans sagt noch unter der Tür sein halblautes „Grüß Gott!“.

* * *

„Grüß di Gott, Hans. — I glaub, i bin krank.“

„Mit mir ist's a nix.“ — Pause. —

„Mogst an Raffä?“

„Naa.“

„Mogst a Supp'n?“

„Naa, mir schmeckt's die ganze Woche schon net.“

„Mir a net. — Du — kannst mir net die Rechnung schreiben?“

„Gib's her!“

Und das Kefei schaut andächtig zu, wie der Hans mit der Feder kratzt. Dann zählt sie das Lohngeld auf.

„Dein Lohn“, sagt sie, „grad hat ihn der Holzhändler geschickt.“ Aber der Hans nimmt nichts.

„Der Holzhändler?“ fragt er.

„Ja, ich hab' doch neulich ein Stück Wald verkauft, den Zipfel hinterm Dorf da.“

„Verkauft? — So schnell?“

„Wie ich in der Stadt war, schon. Der Holzhändler ist gleich am andern Tag selber kommen, weil mir's eilig war.“

„Der mit dem Gamsbart, mit der Lederjoppen?“

„Hast ihn gesehen, den Süßmeier? Hat mir den Waldzipfel billig abgedruckt; der Loder kommt mir nimmer ins Haus!“

„Warum hast eigentlich den Wald verkauft?“

„Ich — wollt das Haus verpußen lassen, damit — du die Läden streichen kannst und wir einen feinen Hof gehabt hätten bei. . .“

Eine Dorferzählung von Plisch

„Bei? ...“

„... Bei unserer — Hochzeit!“

„O du Rindviech!“ schreit der Hans mit Inbrunst und drückt sie zu sich her, „warum sagst des net glei!“

Und das Resei lacht: „Schimpf net schon in der ersten Stund, Hans! Geh lieber mit zum Burgermoaster — wegen dem Aufgebot ...“



Die Fahrt ins Glück.

AUS EINEM FILM DER UNIVERSAL.

Was mancher nicht weiß

Die „Los Angeles“ hat bei einem Fluge nach Cleveland ein neues Kapitel in die Geschichte der Luftschiffahrt eingeschrieben, indem sie zum erstenmal während des Fluges einen Passagier auf ein Flugzeug übersetzte. Das Luftschiff wiederholte in der Öffentlichkeit bisher geheim betriebene Versuche, ein Flugzeug während der Fahrt unter dem Niesenrumpf festzumachen. Der Versuch gelang. Während die „Los Angeles“ mit 45 Meilen Geschwindigkeit weiterflog, stieg einer der Offiziere vom Luftschiff in das Flugzeug, das sich daraufhin frei machte und kurze Zeit darauf in Cleveland landete.



In letzter Zeit häuften sich in Colombo Unfälle durch nächtliches Zusammenprallen von Kraftfahrern und Elefanten. Infolgedessen sah sich der Stadtrat von Colombo zu der für europäische Begriffe recht eigenartig anmutenden Verordnung veranlaßt, daß in Zukunft von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang alle in der Stadt und ihrer Umgebung unterwegs befindlichen Elefanten an der Stirn ein weißes, am Schwanz ein rotes Licht zu tragen haben.



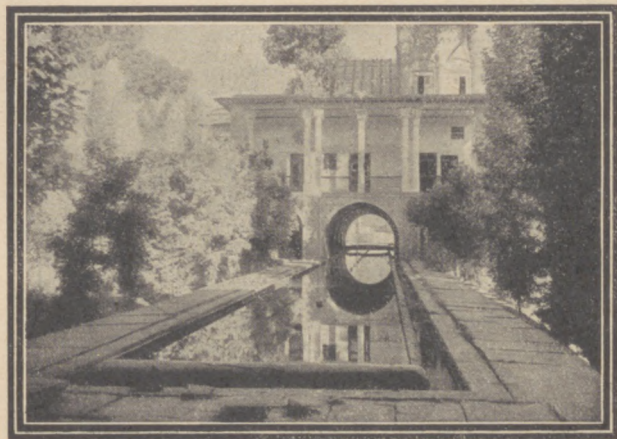
Mehrlingsgeburten sind in Deutschland nicht ganz so selten, wie man vielleicht annimmt; Zwillingengeburt haben in den Jahren 1923 bis 1928 einen Jahresdurchschnitt von etwa 15 000 erreicht. In Berlin kommt schon auf etwa 89 Geburten eine Zwillinggeburt. Seltener sind Drillingsgeburten, von denen in derselben Zeit jährlich durchschnittlich 130 gemeldet wurden. Die sonstigen Mehrlingsgeburten sind nach Ausweis der amtlichen Statistik überaus selten. Im Jahre 1923 wurden drei Vierlingsgeburten, 1924 eine Vierlingsgeburt, 1925 zwei, 1926 wieder eine, 1927 drei und 1928 eine Vierlingsgeburt gezählt. Nach Wappäus kamen in Mitteleuropa im Laufe von fünfzehn Jahren auf 19 098 322 Geburten 226 807 Zwillinge, 1623 Drillinge, 59 Vierlinge und 1 Fünftlingsgeburt. In Preußen entfielen nach Ruppin während eines Jahrzehnts auf 1 205 570 Geburten 30 360 Zwillinge und 468 Drillinge.

Das

Id-i-Noruz in Persien

Von Sahib Chfiar / Mit 5 Illustrationen

Unter den asiatischen Völkern feiern die Perser, obgleich sie, wie das chinesische, auch nach dem Mondjahr rechnen, stets ihr Neujahr am 21. März, wenn die Sonne ins Sternbild des Widlers rückt. Es fällt mit unserer Frühlingstagundnachtgleiche zusammen und ist ein Überbleibsel aus vormohammedanischer Zeit, als die Lehre Zarathustras die Staatsreligion der alten Parsen war. Da alle andern Feste in Persien nach der Übersetzung durch den Islam meist aus traurig religiösen Anlässen entstanden, von denen die Trauerfeierlichkeiten um die Märtyrer des schiitischen Glaubens den Mittelpunkt bilden, bleibt den



Eines der wunderschönen persischen Landhäuser, in deren Gärten Orangenblüten und Rosen duften, wenn Id-i-Noruz, das Fest des Frühlings, gefeiert wird.



Zwei reiche persische Opiumhändler in ihrem prächtigen Garten während der Festtage.

Persern nur das Idzi-Noruz als einziges weltliches Volksfreudenfest im Jahr.

Kurz, aber wunderbar schön ist der persische Frühling, doppelt schön in diesem Lande der schroffen Gegensätze. Rosengärten und Edland sind oft nur wenige Schritte getrennt, und dies ist wohl der Grund, daß Hafiz und Saadi, Persiens Lieblinge, den Lenz und das Idzi-Noruz in ihren Liedern so herrlich besungen haben. Um mit Saadi zu sprechen:

„Die Bäume stehen im Blüten schmuck
und trunken sind die Nachtigallen,
die Welt hat wieder sich verjüngt,
im Hain die Liebespaare wallen!“

Fürwahr, so ist es! Im schönsten Blätter- und Blüten schmuck prangen die Gärten am Id. Köstlich duften Veilchen, Narzissen und Orangenblüten zwischen murmelnden Bächen. Überwältigend ist die Fülle der Rosen, und in lauschigen Zypressen-

Feuerwerke werden auf den Marktplätzen abgebrannt. Die Kaufleute schmücken die Basare und Karawansereien mit Teppichen, Fahnen und Bildern. Pferderennen finden statt. Volksbelustigungen sieht man überall.

Vielseitig sind die Gebräuche unter den breiten Massen; Persien ist nahezu fünfmal so groß wie Deutschland. Mit dem Reinigen der Häuser und Höfe hat man schon eine Woche vorher begonnen. Im besten Zimmer eines jeden Hauses richten geschäftige Hände die Festtafel für die Gratulanten. Zahlreiche Narzissen- und Rosensträuße in bunten Glasvasen zieren den Mittelteppich. Flache Schalen, gefüllt mit den ersten Früchten, jungen süßen Mandeln, Pistazien, kleinen Gurken, Süßigkeiten und allerlei Backwerk stehen zwischen Tontöpfen mit keimendem Weizen. Sieben Gerichte, die alle mit dem „S“ beginnen müssen, dürfen beim Aufbau dieser Tafel nicht fehlen. Das Id gleicht unserm Weihnachten, es ist die Zeit des Schenkens. Der Reiche schenkt seinen Dienern neue Kleider, erfreut sie durch Geldspenden.

Schon Tage vor dem Fest wurde das öffentliche Bad besucht. Dort färbt man die Haare, auch den Bart mit „Henna“ und „Wasmeb“, selbst die Handflächen erhalten einen neuen ziegelroten Belag dieser unschädlichen Pflanzenfarben. Die Fingernägel werden sorgsam beschnitten und alle Abschnitzel in fließendes Wasser geworfen; das soll im neuen Jahr Unglück verhüten. Goldfische — ein Schmuck der Wasserbassins in Gärten und Höfen — stellt die Hausfrau in runden Glasschalen ins Zimmer. Nichten die Fische in der Neujahrszeit ihre Köpfe gen Mekka, ist dies ein gutes Vorzeichen für das Haus und die Familie. In vielen Städten kochen die Frauen Eier und färben sie rot. Am ersten Festtag werden sie den Angehörigen überreicht. Vorsorgliche Mütter essen außerdem noch ein Ei fürs Wohl eines jeden Kindes und zünden ihnen Lebenslichter an. Die Affel, für uns ein wenig sympathisches Kerbtier, ist das Glückschweinchen der Perser. Wer eine lebend, dazu ein Geldstück und einige Körner Weizen beim Abfeuern der Neujahrschüsse in der Hand hält, an dem wird das Glück nicht vorübergehen. Zur Ehe reife

Mädchen begeben sich mit der auch in Persien bekannten „weisen Frau“ an einen Ort, wo vier Wege kreuzen. Mit einer Haarlocke an ihrem Umhang, bietet das tiefverschleierte Mädchen Vorübergehenden Zuckerwerk an. Dieser Brauch wird „Glücksöffner“ genannt, denn wer von den Süßigkeiten isst, öffnet dem Mädchen den baldigen Weg ins Brautgemach. In den Harems der Reichen stoßen die Frauen kleine Perlen zu Pulver, schütten Zucker dazu und verschlucken dieses der Göttin Fortuna geweihte Gemisch. Und der kluge Geschäftsmann, der zu Wohlstand kommen will, ruft das Drakel an. Er legt ein rohes Ei auf einen flach auf den Fußboden gelegten Spiegel. Sobald die Erde aus dem Sternbild der Fische sich in das des Widbers dreht und das Ei diese Drehung mitmacht, darf der Betreffende auf gute Geschäfte im neuen Jahr hoffen.

Da die mohammedanischen Gesetze ein fröhliches Beisammensein beider Geschlechter in der Öffentlichkeit verbieten, so feiern die Familien den Übergang ins neue Jahr in ihren vier Wänden. Kurz vor dem angekündigten Jahreswechsel werden alle Türen



Ein typisches persisches Café im Schatten uralter Bäume.

der Zimmer, die in die Gärten und Höfe führen, geschlossen, sobald aber das Echo der Schüsse über die Lehmdächer rollt, wieder aufgestoßen, damit das Glück seinen Einzug halten kann. Der Hausherr eilt auf die Straße und verteilt „Schirini“ an Arme und Bettler.

Während der dreizehn Festtage bleiben Basare soweit als möglich geschlossen, und alle Arbeit ruht, bis auf die nötigsten Geschäfte. Angetan in ihre neuen Gewänder, besuchen sich Freunde und Bekannte, tauschen Glückwünsche aus, verzehren erstaunliche Mengen Süßigkeiten, trinken eisgekühlte Scherbets und knappern Nüsse und trockene Früchte. Die Perser lieben nichts mehr, als zwischen dem jungen Grün der Felder oder unter den schattigen Bäumen der herrlichen Gärten ihre Zeit zu verbringen. Der Aufenthalt in den Gärten, um sich dort zu vergnügen, ist jedermann erlaubt. Die reichen Grundbesitzer sind in dieser Beziehung sehr tolerant. Wer kann, zieht mit Kind und Kegel hinaus in die blühende Natur. Da man keine Aus-



Eine Lieblingsbeschäftigung der Perser: Im Grünen, in der Nähe der Felder sitzen, Tee trinken und die Wasserpeife rauchen.

Geheimnissen der Kinderseele

VON KARL BAUDER

Zu den erfolgreichsten Erziehungsmethoden gehört die Rücksichtnahme auf die von Idealen erfüllte Seele des Kindes, in deren Mittelpunkt die schwärmerisch verehrten Eltern stehen. Es ist erwiesen, daß jede Mißstimmung innerhalb der Familie das zarte empfindsame Gemüt des Kindes aufs tiefste verleßt. Aufmerksame Beobachtung lehrt, daß jedes unschöne Wort, jeder unbeherrschte Gefühlsausbruch seine schutzlose Seele mit einer Eindringlichkeit trifft, die wir nicht mehr nachfühlen können. Denn die noch vollkommen jungfräuliche Gefühlstiefe, mit der Kinder die Eindrücke ihrer Umgebung aufnehmen, ist den Erwachsenen verloren gegangen! Als Ausgleich für diesen Verlust, dessen wir uns ja nicht bewußt sind, gab uns die Natur jene geheime Ehrfurcht vor der göttlichen Unberührtheit des Kindes, damit wir in Strafe und Zurechtweisung stets die Grenzen zu wahren wissen!

Denkende Erzieher erkennen bald, daß in fast allen Kindern ein unwiderstehlicher Drang nach Zärtlichkeit lebt, und zwar mit einer Inbrunst und Hingabe, die vom gereiften Menschen nie wieder erreicht wird. Das Kind liebt noch ursprünglich und ohne „Hemmungen“, weil seine Impulse von keinerlei „Erfahrung“ getrübt sind, und mit der naturbedingten Triebhaftigkeit dieser Gefühle stürzt es sich nun auf das einzige Objekt, das sich ihnen darbietet, auf die Eltern. Auf sie überträgt es seine ererbten, aber vom kalten Hauch des Lebens noch unberührten Vorstellungen von Liebe und Verehrung. Um nun mit der grenzenlosen Bewunderung, deren jedes Kind fähig ist, zu den Eltern „aufblicken“ zu können, will es in ihnen unbedingt ein leuchtendes, unaufhörlich bestätigtes Vorbild sehen.

Von dem fast unvorstellbaren Bedürfnis zu lieben haben nur Mütter einen Begriff, weil sie in erster Linie diesem Verlangen ihrer Schöpfung entgegenkommen. Aus demselben Grunde ist



Das Bilderbuch.

NACH EINER AUFNAHME VON S.B.D.

auch die seelische Einheit, die Mutter und Kind umschließt, einmalig und unvergleichlich. Von dieser innigen Verschmelzung erhält man nur durch heimliche Beobachtung Kenntnis, denn schon die Anwesenheit des Vaters stört die weltabgewandte Versunkenheit zwischen Mutter und Kind, die nicht selten wie eine strahlende Gottheit aus dem Antlitz junger Frauen leuchtet. Man begreift, daß Maler und Bildhauer aller Zeiten immer wieder von diesem Anblick ergriffen wurden und in unzähligen Kunstwerken davon Zeugnis ablegten.

Das unstillbare Liebesbedürfnis des Kindes sollte uns zu denken geben. Ist es nicht ein Beweis dafür, daß die Liebe für das Gedeihen des Körpers eine ebenso wichtige Rolle spielt wie die Ernährung. Um diesem Verlangen entgegenzukommen und dadurch das Wohlergehen des kleinen Erdenbürgers zu sichern, hat die Natur ein so übermenschliches Maß von Kindesliebe in das Herz jeder Mutter gelegt!

Wenn nun die Eltern diesem Bedürfnis des Kindes nicht gerecht werden, sondern zuweilen mürrisch und lieblos sind oder die vielen Sorgen und Nöte unserer Zeit in die Kinderstube tragen, so fühlt sich das Kind bei seiner lebhaften Einbildung weniger geliebt. Schon dadurch wird der natürliche Strom seiner Gefühle gehemmt. Kommen hierzu noch Zerwürfnisse zwischen den Eltern selbst, vielleicht Zank und Streit, so entstehen in jedem Kinde Konflikte schwerster Art, unter denen es mitunter sein ganzes Leben lang zu leiden hat.

Das dem Menschen angeborene Urgefühl der Anbetung, das heißt das unbedingte Verehrenwollen von Höherstehendem, das sich beim Erwachsenen bis zum religiösen Wahn steigern kann, wird durch Familienzwiste schmerzhaft gestört. Zunächst sind derartige Erlebnisse des werdenden Menschen die Ursache sogenannter „Verdrängungen“. Seine glühende, von kindlicher Phantasie verklärte Liebe zu den Eltern erhält unverhofft einen empfindlichen Stoß. Dadurch gerät die Voraussetzung seiner „Anbetung“, nämlich die heimliche Bewunderung der Eltern, ins Wanken.

Möglichlich wird das Kind „trotzig und eigensinnig“. In seinem



Jugendlust.

DEM LEBEN ABGELAUSCHT VON DR. KELLER.

gestörten Seelenleben kommt der bisher von „Idealen“ nieder- gehaltene „Trieb“ zum stärkeren Durchbruch. Unter seiner Ein- wirkung wird es sich zunächst aufbäumen gegen alles Unan- genehme, was es bisher als „folgsames“ Kind willig hinge- nommen hat! Selbstverständlich halten es die meisten Erzieher für ihre Pflicht, dieser Neigung zum Ungehorsam „energisch“ entgegenzutreten. Aber von dem nunmehr leidenden Kind wird jeder Zwang in dieser Richtung weit härter gefühlt als zu jener Zeit, in der in seiner Phantasie die Eltern wie makellose Licht- gestalten lebten. Und jetzt beginnt ein Martyrium ohne Ende. Die ahnungslosen Väter und Mütter, die nun glauben „Strenge“ anwenden zu müssen, werden für das Kind zu quälenden Dämonen, weil es die Lieblosigkeit der neuen „Behandlung“ gar nicht begreifen kann. Uns Erwachsenen, die wir im harten Lebenskampf stehen, ist jedes Verständnis dafür verloren gegangen, wie unsagbar das Kind leidet, wenn es den Zusammen- bruch seines ersten Ideals, die Vergötterung der Eltern, erlebt. Von dieser Seite gesehen, muß das ergreifende Weinen und Schluchzen vieler Kinder während der Nacht oder im Halbschlaf jedem fühlenden Menschen Anlaß zur Beseitigung der Ursachen geben. Gewiß müssen kindliche Illusionen einmal verfliegen, aber es ist für die Entwicklung des werdenden Menschen ver- hängnisvoll, wenn der Glaube an die unantastbare Voll- kommenheit der Eltern vorzeitig zerstört wird. Wie qualvoll und peinlich für seine feinfühlende Seele, wenn das Kind eines Tages bemerkt, daß die „Erzieher“ sich selbst nicht erziehen konnten.

Es ist ein Trugschluß, zu glauben, „soweit denkt das Kind noch nicht“, denn die Ansicht über seine Urteilsunfähigkeit entspringt mehr unserm Wunsch als den wirklichen Tatsachen. Selbst- verständlich liegt der Schwerpunkt kindlicher Erkenntnis mehr in ihrem unverdorbenen Gefühl als im Verstand. Die moderne Seelenforschung lehrt, mit welcher erstaunlicher Logik schon der Säugling Schlüsse zu ziehen vermag. Tatsächlich beobachten Kinder weit mehr, als wir anzunehmen geneigt sind. Vor ihrem unbeflecklichen Gefühl erscheint zudem jeder Fehler der Eltern

Und das Leben siegt . . .

VON EWALD SCHILD

Vor Sonnenaufgang auf einem felsig öden Gipfel. Feuchtkalte Winde jagten um die starren Zacken, tief unter mir schimmerte in fahlem Frühdämmer ein Eisfeld. Es war ein kahler Steinblock, auf dem ich, den ungestümen Winden trotzend, der Sonne harrete. Außer mir nichts Lebendes weithin, kein Vogel, nichts, ich allein mit warmem, pulsierendem Leben erfüllt; ein Gedanke, erhaben und groß, imstande, den nachdenklichen Wanderer für wenige Wehestunden dem unfaszbaren Rätsel des Lebens voll ins Antlitz blicken zu lassen.

Da steigt drüben die allmächtige Sonne über die rotglühenden Gletscher empor und grüßt mich mit warmen, belebenden Strahlen. Allmählich schwindet der glatte Eisüberzug des Felsens, auf dem ich mich angeklammert, der bloße Stein tritt feucht zutage. Und wie das Eis hinwegschmilzt und ich mich schon nach einem passenden Abstieg umblicke, da zeigt mir das Tageslicht einen kleinen, grüngrauen Überzug auf dem harten Fels zu meinen Füßen, ein unscheinbares, kleines Fleckchen. Was ist es? Der Botaniker nennt es eine Flechte und weiß Wunderliches davon zu erzählen.

Denn wenn man einen dünnen Querschnitt der grünen Kruste unter dem Mikroskop betrachtet, so sieht man, daß diese ureinfach gebaute Pflanze — denn eine solche ist die Flechte — nichts Einheitliches ist, sondern aus zwei grundverschiedenen Teilen besteht. In ein unentwirrbares Geflecht farbloser, schlauchförmiger Zellen ist eine Anzahl grüner Kugeln eingebettet; die Fäden sind das sogenannte Myzel eines Pilzes, die grünen Zellen sind Algen, Angehörige einer ungeheuer vielf gestaltigen, über die ganze Erde verbreiteten Pflanzenklasse, die größtenteils im Wasser vorkommt, einzelne Vertreter aber auch auf dem Festlande hat.

Ist schon diese Berggesellschaftung zweier so entfernter Pflanzen merkwürdig und auffallend, so ist das noch in weit höherem



Sonnenaufgang im Gebirge.

Nach einer künstlerischen Aufnahme von P. Bromberger.

Maße bei der Lebensführung der Flechte der Fall. Alle grünen, das heißt mit Blattgrün (Chlorophyll) begabten Pflanzen sind nämlich mit dessen Hilfe imstande, aus anorganischen Stoffen, Salzen, Kohlensäure und so weiter, die organische Substanz zu erzeugen, aus der ihr Körper aufgebaut ist. Die Pilze aber, denen das Chlorophyll mangelt, sind auf solchen Boden angewiesen, wo sie bereits organische Stoffe in Menge vorfinden, also wo viel solche Substanzen verwesen. Anders die kugeligen Algen. Sie können sich allerorts ihr Brot selbst bereiten, da sie überall Wasser und darin gelöste Nährsalze, Kohlensäure aus der Luft, vorfinden. Und jetzt werden wohl alle Leser bereits ahnen, daß die Flechte nichts anderes ist, als eine Verbindung zwischen Pilz und Alge! Der Pilz sagt: Ich klammere mich mit meinen tausend Fäden an den unwirtlichen, grausam harten Stein, umflechte euch wehrlosen Algenzellen, daß euch der Wind nicht fortreißen kann, ich sauge das Regen- und Schneewasser auf und führe es euch zu; die Alge hingegen gibt dem Pilze einen Teil der von ihr bereiteten organischen Stoffe ab, von denen er leben kann. So gedeiht die unscheinbare Flechte an Orten, wo nichts Lebendes sich zu erhalten vermag, wo weder der Pilz noch die Alge allein für sich bestehen könnten, dank ihrer Vereinigung, der gegenseitigen Unterstützung und Hilfsleistung.

Wir stolzen Menschen können ohne schwere Schädigung der Gesundheit, ja des Lebens, keine vierundzwanzig Stunden auf jenen schroffen Felsplatten, inmitten von Schnee und Eis ausdauern, wo die fast unsichtbare Flechte, so niedrig organisiert als nur denkbar, ihr ganzes Leben verbringt, immer von Todeskälte umweht, in den ungünstigsten Lebensverhältnissen. So verbinden sich Organismen zum gemeinsamen Kampf gegen die Elemente.

Es wäre wunderlich, wenn die Flechte der einzige Fall einer solchen Vereinigung wäre. Sind doch die klimatischen und die Bodenverhältnisse fast nirgends auf der Erde so geartet, daß sich Organismen ganz ohne Anstrengung ihrerseits behaupten könnten. Daher muß auch jedes einzelnstehende Lebewesen sich

waffen und rüsten, um mit tausend, genau den jeweiligen Verhältnissen angepassten Mitteln sich am Leben zu erhalten. Bald sind die Luft und der Boden zu naß, bald zu trocken, bald zu kalt, bald zu heiß — nirgends ist es so, wie es sein sollte. Und trotzdem hat das Leben überall, wohin wir blicken, hier offen in prangender Pracht, dort heimlich versteckt, seine Glieder entsandt, bald Pflanzen, bald Tiere. Da muß notwendigerweise jedes Einzelwesen sich den gegebenen Verhältnissen anschmiegen, es muß sich anpassen, und zwar zweckmäßig!

Nichts scheint die Belebung einer Gegend durch Pflanzen und Tiere mehr zu bedrohen als andauernde Trockenheit und Hitze. Wenn während einiger Hochsommerwochen die Sonne tagsüber vom unbewölkten Himmel niederbrannte, kein Tröpfchen Regen die lechzenden Gräser erfrischte, Bach und Lümpel eingetrocknet sind, so lassen die Pflanzen Blätter und Blüten matt sinken und verdorren alsbald, die Tiere verkriechen sich in ihre tiefsten Schlupfwinkel, und viele verderben.

Nichts ist davon zu bemerken, daß sich die Organismen an die herrschenden Verhältnisse anzupassen wußten! Allerdings nicht! Es ist aber für gewöhnlich auch eine so lange und hartnäckige Trockenperiode eine Ausnahme und Seltenheit, Pflanze und Tier sind bloß an die gewöhnlich herrschende Witterung und die damit verbundene Bodenbeschaffenheit angepasst. Wenn wir wirkliche Anpassung an Trockenheit und Hitze kennenlernen wollen, so müssen wir uns in Steppen, Tundren und an Wüstenränder begeben. Dort treten uns die für solche Abnormitäten des Klimas wohleingerichteten Organismen entgegen.

Da sind die Kakteen ein prächtiges Beispiel für den Schutz gegen Vertrocknung. In den wasserarmen Steppen Amerikas, in denen sie gedeihen, haben sie sich darauf eingerichtet, jedes Tröpfchen Wasser, das ihnen zufällt, aufzuspeichern. Der dicke Stamm dieser Pflanzen hat nämlich ganz andere Formen angenommen als sonst ein Pflanzenstamm. Die Blätter sind zu Stacheln geworden, zur Abwehr gegen durstige Tiere, welche das in dem ganz lockeren, von großen Zellen gebildeten Stammgewebe aufgespeicherte Wasser gewinnen möchten. Da aber der

Kaktus ohne Blätter nicht bestehen könnte, weil ihm die Assimilationsorgane dann mangeln würden, so sind die peripheren Schichten des Stammes mit Blattgrün erfüllt! Der Stamm dient hier also als regelrechter Wasserbehälter, in dem für die Zeiten der Trockenheit Vorräte angesammelt werden. Die äußeren Schichten des Stammes sind so gebaut, daß das Wasser nicht durch Verdunstung entweichen kann. Jetzt mag die glühende Äquatorsonne ihre brennenden Strahlen senden, inmitten des dürrsten und trockensten Wüstensandes steht die wasserstrotzende, üppig grünende Kaktee und entfaltet Blüten von entzückender Pracht. Rings um sie herrscht die Ruhe und Starrheit des Todes, nur in dem Kaktusstamm fließen heimliche Säfte und bauen in unverwüßlichem Leben.

Solche Pflanzen, welche wie die Kakteen Wasserspeichergewebe anlegen, nennt man Sukkulente. Es sind ihrer äußerst zahlreiche, darunter zum Beispiel auch die allbekannte Hauswurz und der Mauerpfeffer mit ihren kleinen, bei ersterer in dicken, kugeligen Ständen angeordneten, beim zweiten längs der Stengel enganliegenden, fleischigen, saftstrotzenden Blättern. Beide Pflanzen leben auf Hausdächern, Mauern, Steinhäufen, wo ihnen Bodenfeuchtigkeit absolut fehlt und sie nur auf gelegentlichen Regen angewiesen sind. Und doch gedeihen sie an diesen scheinbar aller Vegetation verschlossenen Orten aufs üppigste. Ihre Blüten sind eben wie die Kakteenstämme Wasserreservoirs von großartiger Vollendung. Davon kann man sich durch ein hübsches Experiment überzeugen.

Wir bringen von einem Ausflug einen Blumenstrauß heim, in einer Schachtel außerdem Mauerpfeffer mit gelben Blüten. Bei der Ankunft zu Hause sind sämtliche Blumen von der Hitze verwelkt, aber der Mauerpfeffer in seiner dumpfen Schachtel blieb vollkommen frisch. Wir legen ein Stämmchen auf das sonnenbestrahlte Fensterbrett, ein anderes unter einen Glassturz, ein drittes hängen wir an einem Faden an einem recht trockenen Ort auf. Wohl gemerkt! keines hat mehr Wurzeln, nur Stengel und Blätter!

Tage und Wochen vergehen und noch immer leuchten die

gelben Blüten in unverminderter Frische, straff und stark ist noch die Pflanze, nur die früher prallen Blättchen haben einige Runzeln bekommen, da während der ganzen Zeit die Pflanze alles Wasser aus ihnen genommen hat. Erst nach langer Zeit hat auch die Todesstunde für diese Pflänzchen geschlagen, die sich bewunderungswürdig gegen ihr hartes Los zur Wehr setzen und siegreich behaupten.

Noch eine Anzahl wunderbarer Einrichtungen gegen Vertrocknung gäbe es zu erwähnen, die immer wieder aufs neue vor der Macht der unbewußt arbeitenden Natur erstauen lassen. Aber selbst in jenen Fällen, wo solche Anpassungen fehlen, wissen sich viele einfach organisierte Pflanzen zu helfen. Um solche kennenzulernen, müssen wir wieder auf einen Augenblick zu den Flechten zurückkehren.

Lösen wir eine solche sorgfältig von der Unterlage los und heben sie jahrelang auf, so geschieht nichts äußerlich Sichtbares. Die Flechte hat einfach ihre Lebensfunktionen eingestellt, behält aber Form und Gestalt vollkommen bei. Benetzt man sie dann wieder und bringt sie auf Erde, so wächst sie weiter, als ob nichts geschehen wäre. Ein solches Eintrocknen wird sich auch in der Natur sehr oft in heißen und regenlosen Sommern ereignen.

Ein noch besseres Beispiel für das gänzliche Einstellen der Lebensfunktionen sind aber die sogenannten „Auferstehungspflanzen“. Sie leben in den heißesten Landstrichen zum Beispiel Amerikas, wo nur zeitweilig ausgiebigster Regen fällt. Darauf haben sich die Auferstehungspflanzen eingerichtet. Betrachten wir eine in trockenem Zustande, wie sie eben vom Blumenhändler gekauft wurde, so sieht sie aus wie ein faustgroßes, sprödes, zerbrechliches Bündel Seegras oder dergleichen, vollkommen braun und zusammengerollt wie ein Igel. Jetzt gießen wir einen Topf heißen Wassers über den Knäuel. Da geschieht etwas Seltsames. Leise und geheimnisvoll regen und biegen sich die einzelnen großen Zweige und wenden sich nach außen, langsam ergrünt die Pflanze, während ein würziger, zimtähnlicher Duft ihr entströmt, und nach vielleicht einer halben Stunde liegt die Pflanze völlig frisch und grün, flach ausge-

breitet da, die Zweige sind schmiegsam und weich geworden; in diesem Zustande bleibt sie, und wenn sie in Erde gepflanzt wird, wächst sie weiter. Sobald aber der Boden austrocknet, geht die gegenteilige Veränderung mit ihr vor. Langsam heben sich die Zweige, neigen sich zur Mitte zusammen, erblaffen und bräunen sich, und bald ist nichts mehr übrig als ein unförmiger, brauner Klumpen, dem Arabiens Wüstenglut nichts mehr anhaben kann. Wie großartig ist doch diese Fähigkeit der Auferstehungspflanze, ohne Schaden zu nehmen, im Scheintod auszudauern und dann, wenn ein erquickender Regen niederstürzt, wieder aufzuleben, alles nach Maßgabe der Witterungsverhältnisse!

Weniger als die Pflanzen sind die Tiere imstande, sich an extreme Klimata anzupassen. Allerdings finden wir bei den Bewohnern trockener und heißer Gebiete, zum Beispiel beim Kamel, eine Reihe von Körpereinrichtungen, die sie zum Leben in jenen Zonen überhaupt erst befähigen. Die Genügsamkeit des Kamels an Wasser und Futter, die breiten durch Fettpolster unterstützten Füße, die vielen, gegen den heißen Wüsten sand schützenden Schwelen sind solche Anpassungen. Die am Wüstenrand lebenden Reptilien und Säugetiere zeigen alle gelbbraune Schutzfärbung, auch ihre Lebensführung ist an die tagsüber herrschende Sonnenglut und die nächtlicherweile erträgliche Temperatur angepaßt. Im allgemeinen aber beschränken sich derlei Anpassungen auf die den Körper bedeckende Haut und ihre Behaarung und so fort; zu einem gänzlichen Einstellen der Lebensfunktionen, wie wir es bei den Flechten, vielen Moosen und vor allem bei den Auferstehungspflanzen sehen, haben es die Tiere nicht gebracht. Das nimmt auch nicht wunder, wenn man den Unterschied in der Organisation beider berücksichtigt. Übrigens findet sich auch bei den Tieren etwas Ähnliches, nämlich der Winter- beziehungsweise Sommerschlaf.

Es ist eine der bewunderungswürdigsten Erscheinungen der pflanzlichen Gestaltung, daß vielfach zur Anpassung an zwei verschiedene, entgegengesetzte Extreme dieselben Mittel verwendet werden. Haben wir früher festgestellt, daß ein Haar-

dingt zum Leben brauchen. Die Algen haben außer dem regelmäßigen Kohlensäurebezug auch noch den Vorteil des Schutzes im Stentorleibe. Dafür liefern sie ihrem Bundesgenossen Sauerstoff, den er, soll er nicht sofort ersticken, notwendig braucht.

Noch weit auffallender und seltsamer aber ist das Bündnis zwischen einem großen Teile der Blütenpflanzen und den Insekten, ein Bund, von dem nicht alle Naturfreunde Kenntnis haben, obgleich sich seine getreue Erfüllung allsommerlich vor ihren Augen in wunderbarer Weise vollzieht. Wie bekannt, müssen die Narben der Blüten durch Staubkörner (Pollen) von einer andern Blüte derselben Art befruchtet werden. Dies geschieht entweder durch den Wind (Windblütler) oder durch Insekten (Insektenblütler). Insektenblüten sind aber so großartig gebaut, daß man aufs deutlichste das Bündnis zwischen Blüte und Insekt zu erkennen vermag. Eine Gruppe von Blüten ist zum Beispiel so geformt, daß nur Tagfalter den Nektar erreichen können, wobei sie mit dem Rüssel Blütenstaub abstreifen, den sie an der Narbe einer nächsten Blüte wieder absetzen. Durch diese Anpassung der Blütenform an die Gestalt der Falter sind diese gezwungen, stets nur eine Art von Blüten zu besuchen, werden also sicher die Befruchtung vermitteln, was nicht der Fall wäre, wenn sie kunterbunt bald diese, bald jene Blüten aufsuchen würden, die nicht miteinander verwandt sind. Andere Blüten sind wieder an den Besuch von Fliegen, Nachtfaltern, Hummeln, Bienen angepaßt, gestatten also immer nur bestimmten Insekten Zutritt zum Nektar. Der Zweck ist natürlich immer derselbe: größtmögliche Sicherheit der Befruchtung. Die Windblütler dagegen sind auf den Zufall angewiesen, sie stehen allein im Kampf. Der Wind bläst Wolken von Staubkörnern aus den männlichen Blüten, aber nur wenige werden auf weibliche Blüten treffen und sie befruchten. Daher sind sie auch gezwungen, ein Übermaß von Pollen zu erzeugen, weil die Mehrzahl zugrunde geht. Ist das nicht ein höchst seltsames Zusammenwirken zweier grundverschiedener Organismen zu beiderseitigem Nutzen?

Noch mancherlei ähnliche Bündnisse gibt es in der belebten

Welt; allein — wozu sie alle aufzählen, da sie ja doch nur den einzigen Zweck und Grund haben: gemeinsamen Kampf gegen die übermächtige Erde.

Und das Leben siegt . . .

Der harte, starre Fels, unnahbar jedem Leben, wird allmählich von zähen, ausdauernden Flechten bewachsen. Sie setzen sich fest, scheiden ätzende Stoffe aus, die den Stein angreifen, und bald hat sich unter ihnen eine winzige Schicht von Staub, Flugsand und faulender Substanz gebildet. Jetzt finden schon Moose hinreichend Platz und Nahrung, um sich anzusiedeln. Und von da an geht es mit Riesenschritten vorwärts. Immer mehr zersetzen die Pflanzen und die Bitterung den Felsen, immer mehr Pflanzen fassen in der wachsenden Erdschicht Wurzel, und schließlich ist der Felsblock von dicht und üppig wuchernden Kräutern und Sträuchern bedeckt, eine neue Stätte ist gewonnen für die Entwicklung des Lebens. Die ausdauerndsten und bestgerüsteten Pflanzen machen den Anfang mit der Eroberung, höher organisierte folgen nach. So ist das Leben ununterbrochen tätig, das Unbelebte, Tote zu überwinden und sich dienstbar zu machen.

Aus der ungeheuern Menge von Anpassungen an die verschiedenartigsten Extreme des Klimas und des Terrains erklärt sich endlich die ebenso unendliche Mannigfaltigkeit der Gestaltung der Organismen. Das Tier hat nicht allein das Festland erobert, es hat sich als Vogel der Luft, als Fisch dem Wasserreich angepaßt, überall andern Lebensbedingungen sich anschmiegend; und ebenso hat die Pflanze Wasser- und Landformen ausgebildet, nur die Luft ist ihr begreiflicherweise verschlossen geblieben, wenn wir von den in der Luft enthaltenen, passiv bewegten Bakterien und Sporen absehen.

Über ungeheure Gebiete hat sich das organische Leben verbreitet, unsäßbare Schwierigkeiten hat es überwunden. Und das mag dem Menschen Mut verleihen und Zuversicht, daß sein Dasein, das im Vergleich zum Alleben in gar engen Schranken verfließt, das uns die Last der Lasten zu sein dünkt in verzagten Stunden, auch siegen kann über alles, was sich ihm entgegenstellt!



Wie die englischen Damen vor sechzig Jahren Krocket spielten.



Schon vor sechzig Jahren wurde die Trockenlegung Nordamerikas propagiert. Um die Schließung von Wirtschaften zu erzwingen, sammelten sich die Frauen auf der Straße und sangen Choräle.

t und jetzt



Hochzeitsreisen:

Vor sechzig Jahren — und heute.

Nach einer Zeichnung von Friedrich Bach.

Bavariaverlag, München-Gauting.



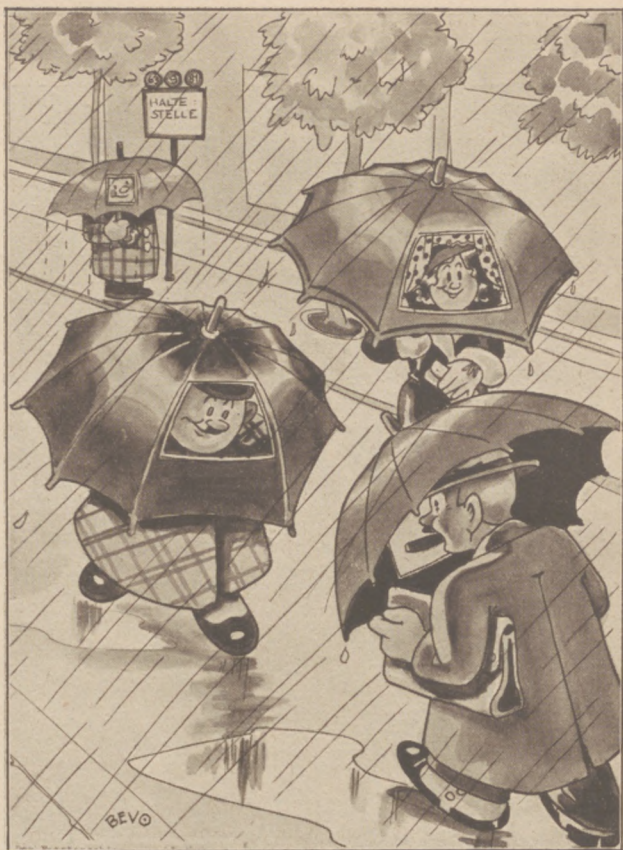
„Warum hast du mich wachgeküßt?“

Nach einer Aufnahme von Adrienne Wieprecht-Senckpiel.



„Wenn du einmal dein Herz verschenkst...“

Nach einer Aufnahme von Adrienne Wieprecht-Senckpiel.



Der Fensterschirm.

Eine Anregung für Erfinder.
Von Bert Vogler.

Fahrtgenossen

Novelle von Anna Blum-Erhard

Es war eine Stunde vor Mittag, als Doktor Braun, von den Krankenbesuchen heimkehrend, sich eine Weile am Ufer verhielt und den Silberstreif des Dampfers betrachtete, der nach Luzern fuhr. Nie konnte er das, ohne von leiser Sehnsucht gepackt zu werden, nie, ohne ein bestimmtes Bild vor sich aufzutauchen zu sehen, das wie ein holder Schatten durch seine Träume huschte. Unwillkürlich hob er die Hand, wie um es zu verschrecken, und nahm den Weg zu seinem Haus, das, hell aus Herbstbuntheit schimmernd, herniedersah. Langsam stieg er durch den Garten hinan und schnitt die letzte blasse Rose vom Strauch, in der Absicht, sie auf Ernas Tisch zu legen. Aber seine Frau war, wie er vernahm, noch nicht vom Ausgang zurückgekehrt, und so trug er die Rose mit hinüber in sein Studierzimmer, dessen Fenster den Blick auf den Gebirgstock des Pilatus öffneten, ein Anblick, der ihm, von klein auf vertraut, unentbehrlich geworden war. Alle Brauns vor ihm hatten hier gefessen, studiert und zwischendurch sich Kraft und Frische von diesem Bergriesen geholt. In diesem Raum hatte Erna nichts verrücken, nichts ändern dürfen. All das zierliche Gerät und all die modernen Möbel, die die junge Züricherin mit in die Ehe brachte, wären hier nicht am Platz gewesen, wo Urväterhausrat, ein alter Schreibtisch und Lehnstuhl, Standrecht hatten.

Doktor Braun saß und griff nach den Briefen, die der Postbote gebracht. In aller Welt saßen und amtierten seine Freunde. Manch ein Umschlag mit fremder Marke flog zu ihm. Aber die Handschrift dessen, den er eben in der Hand wog, war ihm fremd. Wer konnte aus Brooklyn an ihn schreiben? Er sann vergebens. Und ein Buch lag dabei, mit den gleichen, klaren, edeln Schriftzügen. Er öffnete es zuerst, las den Titel, die Widmung und — errötete.



Frühlingspracht am See.

Nach einer künstlerischen Aufnahme von H. Rüedi.

ihre frauliche Erschütterung in ihm erweckte, zu antworten. Ja, er vergaß im Verlauf der Wanderung seine alte Freundin, die Natur. Die neue junge Gefährtin war ihm wichtiger als alle italische Schönheit, lenzhafte Prangen, Verfall und Romantik! Mehr von ihr zu erfahren, dürstete er, mehr als die knappen Andeutungen. Mit Geschichte also beschäftigte sie sich? Mit Geschichte ausschließlich? Sie lächelte belustigt: „D nein, auch mit Philosophie und mit Literatur.“ — „Das rotjuchtene Büchlein!“ sagte er, auf seine frühere Wahrnehmung zurückkommend, „Heldin der Feder also?“

„Man versucht sich“, gab sie zu, „vielleicht, daß die Flügel Schwingen werden!“ Und wenn — dann — ja, dann solle er den Beweis erhalten! Vielleicht könne er dazu beitragen, daß auch in der Schweiz ihr Name bekannt würde. „Und dieser Name lautet?“ forschte er begierig . . . Sie schien die Frage überhört zu haben. Da er keine Antwort bekam, nahm er den Faden da auf, wo sie ihn hatte fallen lassen. Ja, darauf könne sie sich verlassen. Er werde tun, was in seinen Kräften stehe. Aber sie solle auch wiederkommen, um ihre Schweizer Freunde kennenzulernen. Ach, und dann wolle er ihr sein liebes Alpnach zeigen; Eltern und Schwester würden sie mit offenen Armen aufnehmen; man sei gastfrei im Lande Tells. „Ja, das sei man“, beteuerte er auf ihr kühles, zweifelndes Lächeln.

„Gegen Deutsche?“ fragte sie ungläubig.

„Bei uns gewiß!“ verschwor er sich mit todernstem Gesicht. Das Herz, das närrische Herz ging mit ihm durch. Was hätte er nicht beteuert, wenn es nur gedient hätte, sie ihm günstig zu stimmen? Er sah eine prachtvolle, eben erblühte blaue Lilie und bückte sich rasch, sie zu pflücken. Alle Schätze der Welt hätte er ihr schenken mögen, aber es durfte vorerst nur diese arme Blume sein. Er reichte sie der Gefährtin: „Die Blume des Glücks!“ sagte er bedeutungsvoll. Sie nahm das Geschenk und befestigte die Lilie an ihrem Gewand, ahnungslos der jähen Liebeswelle, die den Armen an ihren Strand warf, die tausend wilde, törichte Wünsche in ihm weckte und ihn doch so zag machte, daß er nicht den Saum ihres Kleides zu berühren wagte. Er

so lauerte er auf sie, wenn die Säle sich leerten, wo Geschichte und Literatur gelesen, gelehrt wurden; wenn der Zug von Hörern und Hörerinnen des Morgens der Alma Mater sich näherte, wenn in den Pausen die Scharen sich in den Gängen drängten. Bei keiner bedeutenden Veranstaltung in der Aula fehlte Braun. Er wartete an der Straßenbahn, die nach Vogenhausen führte, die von dort kam. Er durchstrich die Straße, in der sie wohnte, duzendmal. Er spähte zu allen Fenstern, in denen Blumen prangten oder Vogelbauer hingen, weil er das als Zubehör ihres Heims sich dachte. Er lief hinter einer hellen Bluse, hinter blauen Hutbändern drein. Narr seiner Hoffnung, wie er der seiner Liebe war! Er machte ihren Lieblingsplatz im Englischen Garten zu dem seinen, er versäumte keinen Hebbel- oder Strindbergabend — umsonst, umsonst!

Sein Studium litt. Und die Stunden, die er versäumte, brannten in seinem Gewissen. Mediziner müssen fleißige Studenten sein, und er hatte nur noch dieses Semester für München. Er sah ein, daß es so nicht weitergehen durfte, daß er das Wiedersehen mit W. F. nicht ertrogen, sondern dem Zufall überlassen mußte. Es war klar, daß sie sich verbarg. Hatte sie seine Neigung erkannt, wollte sie ihr keine Nahrung geben? Ihn prüfen? Mißtraute sie seinen ehrlichen Absichten? Hätte er ihr damals gleich gestehen sollen . . .? Oder war sie schon gebunden?

Er litt.

Ohne sie wiedergesehen zu haben, mußte er die Stadt verlassen, kehrte er in die Schweiz zurück. Und nun, vier Jahre später, sandte sie ihm Botschaft, hielt er ein Werk von ihr, einen Brief in Händen! Was konnte W. F. ihm jetzt noch zu sagen haben?

Hefstige Unruhe wühlte in ihm. Er hatte geglaubt, überwunden zu haben; aber die Fremde verdunkelte mit ihrem Auftauchen das Bild seiner Frau. Es war besser, den Brief zu verbrennen, ungelesen. Es hatte keinen Zweck, das Buch zu lesen, die Ruhe seines Herzens, das Glück seiner Ehe aufs Spiel zu setzen . . .

Aber die Blätter taten es ihm an. Ehe er's selbst wußte, hielt er sie in Händen und las:

„Frühlingsduft hatte uns umweht in der Höhe von Castello.

Es waren schöne Stunden, auch für mich. Jetzt ist es Herbst. Wellen schlagen an die Planken des Dampfers, der mich westwärts trägt, in die neue Heimat. Zwischen zwei Welten schwimmend, was taucht nicht auf aus dem Meer, das wir Erinnerung nennen? Aber den Anstoß, mich Ihrer Geleitschaft zu erinnern, gab nicht die graue Flut, die so wenig den blauen Seen ähnelt, die uns damals entzückten; es war der Name Ihrer Schwester, den ich unter andern Namen in einer Zeitung fand, die ich müßig durchblätterte. Justine Braun aus Alpnach hat sich verlobt. Und Sie verlieren viel an ihr. Hab' ich Ihnen nicht versprochen, von mir hören zu lassen? Heute halte ich das Versprechen. Mein erstes Buch! Mit ihm begrüß' ich den Fahrtgenossen vom 20. April. Sie sprachen Ihr 'Auf Wiedersehen!' mit so leuchtenden Augen, daß ich mich schuldbewußt fühlte, weil ich verhehlt hatte, daß ich Ihre aufkeimende Hoffnung nicht erfüllen konnte. Sie glaubten mich frei wie sich selbst. Ich aber — war es nicht, nicht mehr. Ich hatte nur zum Scherz die Rolle angenommen, die Sie mir zugewiesen; war Studentin, weil Sie es gewünscht, und weil es mir Spaß machte, für so jung gehalten zu werden. Ich hielt mich nicht für verpflichtet, mein Infognito zu lüften, und verließ das Maskenfest lieber vor Mitternacht, anstatt die Larve zu heben. Hätte ich den Handschuh abnehmen und den goldnen Reif am vierten Finger der Rechten zeigen sollen? Nein!

Wir gingen ja im Märchenwald, wir liebten uns — einen Tag lang! Hätte ich bei der letzten Tanne mit einem Knicks sagen sollen: 'Besuchen Sie uns bald; es wird meinen Mann freuen, Ihre Bekanntschaft zu machen?' — Nein!

Obwohl er kein Dthello ist, traute ich mich nicht, die Probe zu machen. Männer sind wunderbar, besonders Ehemänner. So schwieg ich und bildete mir ein, mich im Schloß des Zauberers Turritud mit Ihnen getroffen zu haben, durch seinen Garten gelaufen zu sein und nun am Tor von Ihnen Abschied nehmen zu müssen, dort, wo der Wegweiser gebieterisch seinen Arm reckt: dorthin!

Aber die Begegnung mit Ihnen, unser Gespräch sind mir

Begleiter geworden. Aus dem Spiel ist Ernst geworden; von der Geschichte bin ich zur Literatur übergegangen, nicht nur passiv, sondern aktiv. Sie mögen urteilen, ob die Schwingen Tragkraft haben.

Ich sehe mein Buch auf Ihrem Urväterschreibtisch liegen, Sie selbst im Sessel, in dem so viele Brauns vor Ihnen gesessen. Sie sehen, ich habe gut hingehört damals.

Und nun nehme ich an, daß Sie der flüchtigen Erscheinung ein wenig Treue bewahrten und sich freuen, von ihr zu hören. Möchte es Ihnen so gut ergehen, wie Sie es verdienen und wie es wünscht

Ihre Fahrtgenossin vom 20. April
B. F."

Der Leser ließ das Blatt sinken.

Er lauschte fernen Klängen nach. War es die Lerche, war's die Nachtigall, die gesungen?

Alles still.

Er nahm das Buch und blätterte, ohne zu lesen, las, ohne zu erfassen. Eine Uhr schlug zwölf. Erna würde kommen. Möchte sie, er hatte nichts zu verbergen. Aber, wenn er ihr alles erzählte, würde sie nicht ihr kühles spöttisches Lächeln zeigen, die verständige Züricherin? Konnte sie eine so zarte, schemenhafte Liebe überhaupt begreifen, eine Liebe, die ihn ein Jahr lang im Bann gehalten und die — nicht tot war? — Nein!

Er horchte nach dem Flur. Dann griff er zur Feder und schrieb unter die Widmung des Buches: „Das Glück, das wir erringen, prägt uns. Jenes, das uns fliehend gestreift, gibt uns die Weihe.“ Und behutsam legte er die Rose in den Brief und den Brief zwischen die Seiten des Buches. Er verschloß es im Schreibtisch. Dann stand er auf und ging, wandte sich unter der Tür um und sagte leise, wie man zu Schatten spricht: „Leb wohl, leb wohl! du Bild!“

An ihrem Nähtisch erwartete ihn seine junge Frau.

Punter Geschichten

An welchem?

Punter Williams amtierte vor sechzig Jahren als außerordentlich strenger Richter in London. Einmal hob er während einer Sitzung den Stock, streckte ihn geradeaus, rührte damit ein Individuum an, das sich auf der Anklagebank befand, eine wahre Galgenphysiognomie, und sagte pathetisch: „Es befindet sich am Ende meines Stockes eine nichtsnutzige Canaille!“

„An welchem, Mylord, wenn ich fragen darf?“ war die schlagfertige Erwiderung des Angeklagten, worauf sich ein schallendes Gelächter erhob. W. R.

*

Garantie

„Guten Tag — ich möchte gern einen Schirm kaufen.“

„Bitte sehr — hier — ein wunderbarer Schirm — neun Mark fünfundsiebzig — Garantie Seide.“

„So! — Hm! — 'nen bißchen teuer — haben Sie etwas Billigeres?“

„D ja — bitte sehr — hier — dieser hochfeine Schirm kostet nur drei Mark fünfundneunzig.“

„Auch Seide?“

„Selbstverständlich auch Seide!“

„Auch Garantie?“

„Auch Garantie!“

„Auch Garantie Seide?“

„Nein — das nicht.“

„Was für Garantie sonst?“

„Daß es ist e Schirm.“

P. v. 3.



Walröbleins Frühjahrskatarrh.

NACH EINER AUFNAHME VON PHOTOPRESS.

Die Musik im Sprichwort

Laß dich heimgeigen, sagen die Menschen bei uns, und das ist gewiß keine höfliche Redensart. Und ein andermal sagen sie: ich blas' dir was, das ist auch nicht übertrieben freundlich gemeint. Aber beide Redensarten bezeugen, wie sehr die Musik in das Bewußtsein des Volkes gedrungen ist. Es ist nun sehr merkwürdig zu sehen, daß es fast ausschließlich die Blas- und die Streichinstrumente gewesen sind, die der Sprache den Stoff gegeben haben. Man sagt von einem, der sein Licht nicht unter den Scheffel stellt, er sollte sich nicht aufspielen und sich nicht so herausstreichen und keine großen Töne reden. Und der gleiche Mensch hat auch die Neigung, immer die erste Violine spielen zu wollen, aber er ist nicht geneigt, andern nach der Flöte zu tanzen. Wenn ihm einer das zumuten würde, würde er sicher eine Antwort bekommen, die stark im Tone vergriffen wäre, und wahrscheinlich würde der andere auch noch hinter seinem Rücken nach allen Noten auf ihn schimpfen und insgeheim sagen: ich pfeif' dir was!

Wir können etwas verlieren und sagen: es wäre uns flöten gegangen, und einen ewig Unzufriedenen schelten wir einen alten Brummbaß. Einer, der andern etwas zu sagen hat, gibt den Ton an, und sein ganzes Bemühen geht dahin, seinen Kreis auf einen Ton zu bringen. Den Menschen, der nicht reslos zuverlässig ist, nennen wir einen schlechten Musikanten und unsicheren Kantonisten, und sind gar mehrere beisammen, sprechen wir von einem bösen Trio oder einem feinen Quartett. Wenn es mit uns zu Ende geht, pfeifen wir aus dem letzten Loche, aber im Leben dürfen wir nie vergessen, daß es der Ton ist, der die Musik macht.

M. H.

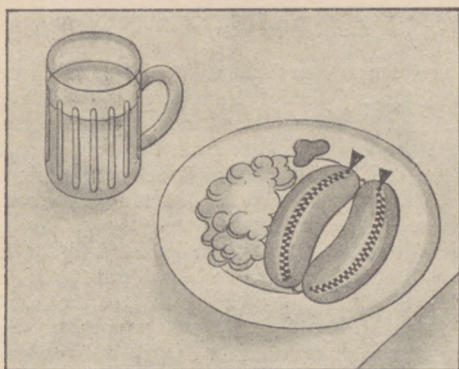
✱

Amtschimmel

Auf dem Postamt. Einer versucht zu schreiben. Es geht nicht. Die Feder ist unbrauchbar. Wütend rennt er an den nächstbesten Schalter und ruft: „Sagen Sie mal, diese Feder stammt wohl noch aus dem Dreißigjährigen Krieg?“

„Können Sie nicht lesen?“ antwortet der Mann hinterm Schalter und deutet auf ein Schild. „Auskunft erteilt Schalter 4!“

M. D.



Warme Leberwurst mit Reizverschluss.
Ein Vorschlag von Hans Signoli.

✱

Haarwuchsmittel

Ein Facharzt für Kosmetik hat das Unglück, Träger einer der vollkommensten Glazen in Stadt und Land zu sein. Aber er trägt sein Unglück mit Humor.

Neulich war er zu einer befreundeten Familie zum Mittagessen eingeladen. Größere Gesellschaft, schöne Damen, angeregtes Gespräch. Da ereignet sich etwas Furchtbares: Das Mädchen läßt die Kompottschüssel fallen, und die Erdbeeren entladen sich samt Saft über das kahle Haupt des Arztes.

Die Gesellschaft, der Gastgeber an der Spitze, sind erstarrt vor Entsetzen. Das Mädchen ringt nach Luft. Da wendet der Begoffene sich um und sagt: „Liebes Kind, glauben Sie einem alten erfahrenen Arzt: Das hilft auch nichts.“ H. A.

✱

Er auch

Willi saß auf seinem neuen Motorrad. Karl auf dem Soziusitz. Willi hatte ein rasendes Tempo vorgelegt.

Da bibberte Karl: „Laß mich mal absteigen, Willi!“

Willi brüllte zurück: „Dummkopf, das möchte ich auch! Ich kann aber die Bremse nicht finden!“ P. B.

Die Bewohner der Erde

Nach den neuen Berechnungen des „Internationalen Statistischen Instituts“ beträgt die Gesamtbevölkerung der Erde 1 936 567 000 Menschen. Davon entfallen 1 070 483 000 auf Asien, 478 114 000 auf Europa, 238 332 000 auf Amerika, 140 269 000 auf Afrika und 9 369 000 auf Australien und Ozeanien. Die größte Bevölkerungsdichte zeigt Europa mit 48,6 Einwohnern je Quadratkilometer, es folgen Asien mit 24,8, Amerika mit 5,5, Afrika mit 5 und, an letzter Stelle, Australien mit 1,1 je Quadratkilometer. Die Durchschnittsdichte der Weltbevölkerung beträgt 13,3 Einwohner auf das Quadratkilometer.

Vom Jahre 1920 an hat die Bevölkerungsziffer eine Steigerung von insgesamt über 125 Millionen Einwohner erfahren. An diesem Zuwachs ist Asien mit über 58 Millionen, Amerika mit fast 30 Millionen, Europa mit über 28 Millionen, Afrika mit rund 8 Millionen und Australien mit 1 754 000 Einwohnern beteiligt. Die größte absolute Bevölkerungszunahme ist für die letzten Jahre bei Australien mit einem prozentualen Zuwachs von 6,6 Prozent festgestellt; es folgen dann Asien mit 3,7, Europa mit 2,5, Amerika mit 2,1 und Afrika mit 1,4 Prozent. Das bevölkerteste Land ist China, das nach den chinesischen Statistiken eine Einwohnerzahl von 433 439 800 Einwohnern aufweist. Der Reihe nach folgen Britisch-Indien mit 318 942 480 Einwohnern und die Union der Sowjetrepubliken, deren Gesamtbevölkerung in Europa und Asien sich auf 147 013 600 Einwohner stellt. Den vierten Platz halten die Vereinigten Staaten, deren Bevölkerung auf 120 177 645 Einwohner berechnet wurde. An fünfter Stelle steht Deutschland mit 64 223 276 Einwohnern. Das eigentliche Japan hat eine Bevölkerung von 61 316 600 Einwohnern, aber die Gesamtbevölkerung des Kaiserreiches, einschließlich Koreas und der andern neu erworbenen Territorien, beträgt 83 456 930. Es folgen dann Holländisch-Indien mit 49 350 630 Einwohnern und Großbritannien, Nordirland und Inseln mit 47 085 936 Einwohnern. Am Ende des Jahres 1928 hatte Italien eine Bevölkerung von 41 153 000 Einwohnern; zählt man dazu die 9 300 000 im Auslande befindlichen Italiener, so kommt man auf eine Gesamtziffer von 50 453 000. Es folgen dann Frankreich mit 42 Millionen, Brasilien mit 39 103 860 und Polen mit 30 312 980 Einwohnern. W. R.

Theater

Tell saß im Theater.

Hinter ihm ein geschwätziges Paar.

Im ersten Akt sprach die Frau vom Kochen.

Im zweiten Akt sprach der Mann von den Kohlen.

Tell drehte sich wütend um: „Entschuldigen Sie, man kann ja kein Wort von dem, was gesprochen wird, verstehen!“

Der Hintermann brummte: „Das geht Sie auch gar nichts an, was ich mit meiner Frau zu besprechen habe!“ I. H. R.



Der feige Tiger

Annemarie ist ein liebes, braves Kind, aber sie ist zum Leidwesen ihres Vaters äußerst furchtsam, beinahe feige. Sie hat ein Lieblingstier aus Wolle und Samt in Tigergestalt. Es steht in hoher Gunst bei Annemarie, und sie trennt sich selten von ihm. Eines Tages in der vorgeschrittenen Dämmerstunde beauftragt der Papa seine kleine Tochter, ihm aus dem dunkeln Nebenzimmer ein Buch herauszuholen, das auf dem Mittelstische liegt. Annemarie bekommt einen gelinden Schreck, nimmt aber ihren ganzen Mut zusammen, bewaffnet sich mit ihrem Tiger und klinkt die Türe zum Nebenzimmer auf, wie ihr befohlen wurde. Es dauert jedoch nicht drei Sekunden, da dreht sich Annemarie wieder um und sagt weinerlich zu ihrem wartenden Vater: „Also, Vati, es geht wirklich nicht, der Tiger fürcht' sich.“ M. R.



Hereingefallen

Egon ruft seine Frau an: „Hallo, Liebling, bist du's? Also höre mal, ich kann leider heute nicht zum Abendessen kommen — ich habe so entsetzlich viel Arbeit hier liegen — es kann sehr spät werden!“

„Ja, das ist sehr bedauerlich“, antwortet ihm die Gattin, „aber sag mal, Egon, störst dich denn nicht, daß in deinem Büro eine Jazzband einen Forttrott spielt?“ M. D.

Schottisches Allerlei

Ein Engländer, ein Franzose, ein Russe und ein Schotte verabredeten ein Picknick und machten aus, daß jeder dazu eine Spezialität seiner Heimat mitbringen solle. Der Engländer brachte Worcesterfchinken, der Franzose Bordeauxwein und Champagner, der Russe Kaviar und der Schotte — seinen Bruder!

MacCoronell steht am Telegraphenschalter und will seiner Frau telegraphieren: „Hafer gut verkauft komme Samstagabend nach Hause dein Mac.“ Der Beamte zählt die Worte: „Macht einen Schilling und vier Pence!“ Mac wäre kein Schotte, wenn ihm das Telegramm nicht viel zu teuer wäre. Er versucht den Preis herunterzuhandeln. „Der Tarif steht fest!“ sagt der Beamte, „aber vielleicht können Sie ein paar Worte streichen.“ Mac macht sich also an die Arbeit: „Hafer gut verkauft — wozu soll ich telegraphieren Hafer? Sie weiß, daß ich nicht mit Klavieren handle — gut verkauft — ich werde etwas schlecht verkaufen! — verkauft — verschenken werde ich doch nichts! — komme Samstagabend — sie weiß doch, daß ich immer Sonntags mit ihr in die Kirche gehe — nach Hause — wo soll ich denn sonst hinkommen? — dein Mac — wessen Mac denn? — Mac — dreißig Jahre sind wir verheiratet, da wird sie doch hoffentlich wissen, wie ich heiße — na da weiß sie ja alles — wozu soll ich dann überhaupt noch telegraphieren?“

G. R.

✠

Erfahrung

Evchen hat am Geburtstag ein Schächtelchen mit Pralinen geschenkt bekommen.

Am Nachmittag ist Familienfest, an dem alle Onkel, Tanten, Basen und Vettern erscheinen, um Evchen zu beglückwünschen.

„Willst du nicht von den Bonbons anbieten?“ fragt die Mutter.

Der Reihe nach hält Evchen den Anwesenden kniefend die Schachtel hin, doch wird sie mit freundlichem „Danke schön, liebes Kind“ und verständnisvollem Lächeln abgewiesen.

„Na, und Tante Adelhaid? Warum gehst du nicht auch zu ihr?“ meint die Mutter.

„Nee, Mutti, Tante nich, die nimmt!“

P. v. J.

Fünf Sinnen und Natur

Silbenrätsel

Aus den Silben bruck, cha, di, bis, dou, bron, es, gal, he, i, innß, la, laut, nach, ra, re, ro, rnh, te, ti, vo, wa sind acht Wörter von nachstehender Bedeutung zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen den Namen eines deutschen Dramatikers ergeben. Die Wörter bedeuten: 1. Negerstamm, 2. Reiterabteilung, 3. Stadt in Osterreich, 4. deutschen Afrifaorscher, 5. Maskenball, 6. hinterindischen Strom, 7. Ungeheuer aus der griechischen Sagenwelt, 8. Steuerrad (ch = ein Buchstabe).

Versehmelzrätsel

Aus je zwei Wörtern ist ein neues Wort von nebenstehender Bedeutung zu bilden. Die Anfangsbuchstaben der richtig gefundenen Wörter ergeben, von oben nach unten gelesen, einen bekannten deutschen Dichter.

1. Ufer—Sir	=	Haarkünstler
2. Sauer—Sou	=	französischer Philosoph
3. Abel—Jlfa	=	weiblicher Vorname
4. Asti—Husten	=	Begeisteter
5. Damm—Riga	=	zeichnerische Darstellung
6. Noß—Ost	=	Stadt an der Ostsee
7. Kurt—Eki	=	Stadt in Sibirien
8. Nache—Krat	=	menschliche Eigenart
9. Nisch—Har	=	Süßstoff
10. Pore—ach	=	Infektionskrankheit
11. Tier—Effen	=	Anteilnahme
12. Veier—tot	=	Verlojung
13. Enns—Aula	=	Stadt in der Schweiz
14. Deich—See	=	Burgh
15. Stier—Ger	=	Berzeichnis

Abstrichrätsel

In den nachstehenden Wörtern sind drei Buchstaben zu streichen. Die stehenbleibenden Buchstaben ergeben sodann hintereinander gelesen ein Sprichwort.

Wald, Kaffel, Stern, Hirt, Kraut, Kreise, Seine, Braut, Beil, Kenner.

Spielerei

Es liegt in Holland eine Stadt,
die, wenn man sie geschüttelt hat,
ein sehr bekanntes Spiel ergibt,
bei jung und alt wohl gleich beliebt.

Bejuchstartenrätsel

L. O. Tille

Remscheid

In welchem Beruf ist Herr Tille tätig?

Auflösungen der Rätsel des 8. Bandes

1. des Bilderrätsels: Ein gemachter Mann.

2. des Silberrätsels: 1. Wetterau, 2. Erasmus, 3. Remus,
4. Schentendorf, 5. Cherusker, 6. Arno, 7. Filiale, 8. Fellaß, 9. Eifel,
10. Nicolat, 11. Wolfach, 12. Intus, 13. Pippe, 14. Lombardel, 15. Mün-
den = Wer schaffen will, muß fröhlich sein.

3. des Rätselsprungs:

Das Glück ist eine leichte Dirne,
sie weilt nicht gern am selben Ort,
sie streicht das Haar dir von der Stirne
und küßt dich rasch und flattert fort.
Frau Unglück hat im Gegenteil
dich liebeseft ans Herz gedrückt,
sie sagt, sie habe keine Eise,
setzt sich zu dir ans Bett und strickt.

Seine.

4. Polizei: Kommissar.

5. Achtung!: Gut.

6. Großvater und Enkel: Der Großvater ist 66, der Enkel
12 Jahre alt.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt / Übersetzungsrecht vorbehalten
Anschritt für Einsendungen: Schriftleitung der Bibliothek der Unterhaltung und des
Wissens, Stuttgart, Cottastr. 18, ohne Beifügung eines Namens / Herausgegeben
unter verantwortlicher Schriftleitung von Gottlob Mayer in Stuttgart / Ver-
antwortlich für den Anzeigenteil: Erich R. Lehmann, Berlin / Anzeigengeschäfts-
stelle: Berlin SW 10, Krausenstr. 35/36 / In Österreich für Herausgabe und Redaktion
verantwortlich: Robert Mohr, Wien I, Dombasse 4 / Druck und Verlag der
Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

L *Prächtige, billige Landschafts-Alben*

Das bayerische Hochland mit Salzburg und Innsbruck. Eine Wanderung durch deutsches Alpengebiet. 154 der schönsten Landschaftsbilder in Tiefdruck. Mit Text von Dr. A. Dreyer. Querquart-Album in Leinen RM. 12.—

Allgäu und Vorarlberg. 152 der schönsten Landschaftsbilder in Tiefdruck. Mit Text von Dr. A. Dreyer. Querquart-Album in Leinen RM. 9.—

Der Bodensee. Eine Rundfahrt längs seiner Gestade und seiner alten Kulturstätten. 115 der schönsten Landschaftsbilder in Tiefdruck. Mit Text von Otto Hoerih. Querquart-Album in Leinen RM. 10.—

Der Schwarzwald. Das deutsche Bergland am Oberrhein. 175 der schönsten Landschaftsbilder in Tiefdruck. Mit Text von Dr. Hermann Schwarzweber. Querquart-Album in Leinen RM. 10.—

Tirol. Eine Wanderung von Kufstein nach Innsbruck und über den Brenner zu den Dolomiten. 166 der schönsten Landschaftsbilder in Tiefdruck. Mit Text von Dr. A. Dreyer. Querquart-Album in Leinen RM. 10.—

Die Schweiz. Eine Wanderung durch das Gesamtgebiet der Schweiz. 236 der schönsten Landschaftsbilder in Tiefdruck. Mit Text von Johannes Jegerlehner. Querquart-Album in Leinen RM. 12.—

Zu haben in allen Buchhandlungen

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

50,-
Moskaus Hand von Paris bis Peking

Die Tscheka bei der Arbeit

Aufsehenerregende Enthüllungen eines leitenden Tsche-
kafunktionärs aus 10jährigem Außen- und Ferndienst



Von G. Agabekow. Kartoniert RM. 3.60

Das Buch Agabekows ist die erste sachliche, von lyrischen Ergüssen und Schauernmärchen freie und daher umso stärker wirkende Darstellung der Arbeitsmethoden der Tscheka auf dem Gebiet der Außenpolitik. Alle bisherigen Veröffentlichungen galten der Schilderung der rücksichtslosen Bekämpfung der Gegenrevolution im Innern Rußlands. Hier aber werden zum erstenmal die Zusammenhänge bloßgelegt, die entgegen allen offiziellen Erklärungen der Sowjetregierung zwischen ihr und der III. Internationale bestehen. Gleichzeitig wird die Zusammenarbeit bestätigt, die zwischen dem Kommissionsrat für auswärtige Angelegenheiten und der Tscheka besteht, und dargelegt, wie der nicht nur in Rußland, sondern auch über das ganze Ausland ausgedehnte Apparat der Tscheka für die Verwirklichung der außenpolitischen Ziele der Sowjetunion eingesetzt wird.

Der Verfasser, der 1920 bis 1930 **verantwortlicher Mitarbeiter der Tscheka** gewesen ist und in letzter Zeit sogar als Stellvertreter des allmächtigen Trilisser, des Chefs der Auslandsabteilung der Tscheka, tätig war, ist wie kein zweiter dazu berufen, **eine authentische und klare Darstellung der politischen Hintergründe und Intrigen, sowie eine erschöpfende Aufzeichnung des gesamten Systems** zu geben.

U N I O N D E U T S C H E V E R L A G S G E S E L L S C H A F T I N S T U T T G A R T

50,-
Moskaus Hand von Paris bis Peking

Die Tscheka bei der Arbeit

Aufsehenerregende Enthüllungen eines leitenden Tschekafunktionärs aus 10jährigem Außen- und Ferndienst

Von G. Agabekow.

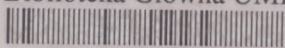
Das Buch Agabekows ist die erste sachliche, von lyrischen Ergüssen und Schauerreden stärker wirkende Darstellung der Arbeitsmethoden der Tscheka auf dem Gebiet der Veröffentlichungen galten der Schilderung der rücksichtslosen Bekämpfung der Gegenrevolution werden zum erstenmal die Zusammenhänge bloßgelegt, die entgegen allen offiziellen Erklärungen ihr und der III. Internationale bestehen. Gleichzeitig wird die Zusammenarbeit bestätigt, die zwischen der Tscheka und der III. Internationale besteht, und dargelegt, wie der nicht nur in Rußland, sondern auch im Ausland ausgehende Apparat der Tscheka für die Verwirklichung der außenpolitischen Ziele

Der Verfasser, der 1920 bis 1930 **verantwortlicher Mitarbeiter der Tscheka** gewesen ist, hat als Vertreter des allmächtigen Trilisser, des Chefs der Auslandsabteilung der Tscheka, tätig war, ist **eine authentische und klare Darstellung der politischen Hintergründe und Intrigen der Tscheka** **Aufzeichnung des gesamten Systems** zu geben.

UNION DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT



Biblioteka Główna UMK



300020176600